Friedrich Schlegels Bekehrung zu Lessing. I. Teil.

Inaugural-Dissertation,

zur Erlangung der Doktorwürde

der philosophischen Fakultät (I. Sektion)

der K. Ludwig-Maximilians-Universität

zu München

vorgelegt von

Johanna Krüger.

WEIMAR.
Alexander Duncker Verlag.
1913.

Eingereicht am 20. Juni 1913.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren

Dr. F. Muncker und Dr. H. Paul.

Tag der mündlichen Prüfung: 16. Juli 1913.

Meiner Mutter.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548312_0005

Vorwort.

Vorliegende Dissertation ist Kapitel 1 und 2 einer größeren Arbeit gleichen Titels, die der Fakultät vollständig vorgelegen hat und in den Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgeg. von Franz Muncker, als Band XLV erscheint. Als die ganze Arbeit so gut wie abgeschlossen vorlag, wurde mir erst die Dissertation von Bernhard Bolle: Friedr. Schlegels Stellung zu Lessing, Münster 1912, bekannt. Die beiden Arbeiten berühren sich so gut wie gar nicht; denn vorliegende Untersuchung stellt vorzüglich dar, wie Schlegel seine Stellung zu Lessing erst gewann, während die von Bolle eben die schon gewonnene Stellung zu charakterisieren versucht. Ich hatte also keinerlei Anlaß, an meiner Arbeit noch etwas zu ändern.

München, im Juli 1913.

J. K.

Abkürzungen.

Friedrich Schlegels sämtliche Werke. Wien 1846. (W.)

Ders. Seine prosaischen Jugendschriften. Herausgeg. von Jacob Minor. Wien 1882. (M.)

Ders. Lucinde. Reclam. (Luc.)

Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Fr. Schlegel. Leipzig 1810. (L.'s Geist.)

Europa. Eine Zeitschrift, herausgeg. von Fr. Schlegel. Frankfurt a. M. 1803. (Europa.)

Deutsches Museum. Wien 1812—13. (D. Mus.)

Concordia. Wien 1820—23. (Concordia.)

Friedrich Schlegel. Philosoph. Vorlesungen, herausgeg. von C. J. H. Windischmann. Bonn 1837. (Windischmann.)

Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgeg. von O. Walzel. Berlin 1890. (Br.)

A. W. Schlegel. Sämtl. Werke, herausgegeben von Ed. Böcking. Leipzig 1846—47. (W.)

Dorothea von Schlegel. Briefe, herausgeg. von F. M. Raich. Mainz 1881. (Raich.) (Raich D.)

Gotth. Ephraim Lessing. Sämtl. Schriften, herausgeg. von K. E. Lessing, J. J. Eschenburg und Fr. Nicolai. Berlin 1791—96. (Sämtl. Schr.)

Ders. Sämtliche Schriften. Herausgeg. v. Karl Lachmann. III. Aufl. bes. v. Franz Muncker. Stuttg. 1886 ff. (W.)

Gotth. Ephraim Lessings Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlaß. Herausgeg. v. Karl Lessing und Fülleborn. Berlin 1793—95. (L.'s Leb.)

Ders. Leben. Bd. I. Reclam. (L.'s Leb. I.)

Julius W. Braun. Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen. Berlin 1884—97. (Braun.)

Goethes Werke. Weimar 1887 ff. (W.)

Goethes Gespräche. Leipzig 1889. (Gespr.)

Goethes Briefe. Weimar 1887 ff. (Br.)

Schillers sämtliche Werke. Stuttgart 1867 ff. (W.)

Schillers Gespräche. Leipzig 1911. (Gespr.)

Klopstocks sämtliche Werke. Leipzig 1823, 1830. (W.)

Herders sämtliche Werke. Herausgeg. von Bernhard Suphan. Berlin 1877 ff. (Suph.)

Fr. Hr. Jacobis Werke. Leipzig 1812—1825. (W.)

Joh. Jac. Engels Werke. Berlin 1801 ff. (W.)

Wilhelm Dilthey. Leben Schleiermachers. Berlin 1870. (Leb. Schl.'s.)

Ders. Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1907 (Erl. u. D.).

Fichtes und Schellings philosophischer Briefwechsel. Stuttgart u. Augsburg 1856. (Fichtes Br.)

Jmanuel Hermann Fichte. Joh. Gottl. Fichtes Leben. Sulzbach 1830. (Fichtes Leb.)

Rudolf Haym. Die romantische Schule. Berlin 1870. (Haym R. Sch.)

Ders. Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Berlin 1877 u. 1885. (Haym H.)

Joh. G. Heinzmann. Analekten für die Literatur von G. E. Lessing. Bern u. Leipzig 1785. (Anal.)

Aus Herders Nachlaß. Briefe. Herausgeg. von H. Düntzer u. F. G. Herder. Frankf. a. M. 1856—57. (Herder Br. 1856).

Von und an Herder. Ungedruckte Briefe. Herausgeg. von H. Düntzer und F. G. Herder. Leipzig 1861—62. (Herder Br. 1861)

J. J. Hottinger. Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. (Schriften der kurfürstlich deutschen Gesellschaft in Mannheim Bd. V). Mannheim 1789. (Preisschr.)

Jacobis Spinozabüchlein. Nebst Replik und Duplik. Herausgeg. von Fritz Mauthner. Bibliothek der Philosophen. Bd. II. München 1912. (Bibl. d. Phil. II.)

Aus Fr. H. Jacobis Nachlaß. Herausgeg. von Rud. Zöppritz. Bd. II. Leipzig 1869. (Zöpp.)

Carl Justi. Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Leipzig 1866—72. (Justi.)

Kant. Kritik der Urteilskraft. Reclam. (Kr. d. U.)

Jacob Mauvillon. Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. Lemgo 1772 ff. (Auserl. Bibl.)

Novalis. Briefwechsel mit Friedr. und Aug. Wilhelm Schlegel. Herausgeg. von J. M. Raich. Mainz 1880. (Raich N.)

H. Ritter. Über Lessings philosophische und religiöse Grundsätze. Göttingen 1847. (Ritter.)

J. Rouge. Fr. Schlegel et la genèse du romanticisme allemand. Paris 1904. (Rouge.)

Fr. Schleiermacher. Über die Religion. Berlin 1806. (Rel.)

Aus Schleiermachers Leben Herausgeg. von W. Dilthey. Berlin 1858. (Dilthey.)

Heinrich Steffens. Was ich erlebte. Breslau 1840—44. (Steffens.)

Erich Schmidt. Lessing. Berlin 1899. (E. Schmidt.)

Fritz Strich. Schiller. Sein Leben und sein Werk. 13. Bd. von Schillers sämtl. Werken. Tempel Verlag. (Strich.)

Varnhagen v. Ense. Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang. Leipzig 1836. (Rahel Br.)

Jakob Minor schreibt: „Die Lostrennung von Lessing und Schiller auf der einen Seite und auf der andern der Anschluß an Fichte und Goethe gaben den innern Anlaß zur Bildung einer neuen, der romantischen Schule“ (Grenzboten 1883, S. 340). Wilhelm Scherer: „August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck, Friedrich von Hardenberg... bildeten den engeren Kreis der sogenannten älteren Romantik... Sie verkündeten laut den Ruhm Goethes, aber vergriffen sich an Wieland, setzten Lessing herab und ließen Schiller nicht gelten“ (Geschichte der Lit., Berlin 1894, S. 635). Kuno Fischer: „Als ein späteres poetisches Geschlecht, welches die Schlegel anführten, die kongeniale Kritik wieder aufnahm, da erhoben sie Lessing auf ihre Schilde“ (Gesch. d. Phil. 1902, III. 664).

Der auffallende Widerspruch zwischen diesen Ansichten erklärt sich vielleicht daraus, daß, als schon die Vorarbeiten zum Athenäum im Gang waren, sich gerade der Bannerträger der Romantiker, Friedrich Schlegel, über Lessing auf eine Weise äußerte, die einerseits ein Herabsetzen, anderseits ein auf den Schild Heben Lessings ist.

Welches das Bestimmende war in dem Verhältnis Schlegels zu Lessing, hoffe ich zeigen zu können durch die Untersuchung, wie dies Verhältnis sich herausgebildet hat, und durch eine Skizzierung seiner späteren Gestalt.

I.

1791—94.

Als Friedrich Schlegel um sein 20. Jahr in Leipzig noch rastlos nach einem festen Stand und Mittelpunkt umhersuchte, gab er dem Bruder August Wilhelm in den Briefen, die er an ihn richtete, „das Schauspiel seiner Entwicklung". Wir sehen aus diesen Briefen, daß Lessing nicht zu den Bildnern seiner Jugend gehörte; denn unter den großen Männern, deren Geist er zu ergründen getrachtet habe, nennt er Winckelmann, Kant, Klopstock, Spinoza, Hemsterhuis und Schiller, nicht aber Lessing. Sein Sinn für Lessing, so erzählt er auch später, kam erst zum Durchbruch, als er schon fest und selbständig und in der gesamten Bildung zu einer gewissen Befriedigung gelangt war (M. II. 150; 151. Br. 26; 91).

Welche Meinung er über Lessing hatte, ehe dies geschah, zeigen drei Briefstellen aus den Jahren 92 und 93. Schlegel schreibt im Februar 1792 über einen Roman Wezels: „Ich fand ihn nicht ohne Einsicht; der Witz ist treffend, aber bitter und kalt. Es herrscht überall eine gewisse Lessingische Kälte darin; man hört oft den feinen Beobachter" (Br. 39). Im Juli desselben Jahres: „Ich sondere mir oft die deutschen Schriftsteller in Schulen ab, nach Art der italienischen Maler; und da setze ich ihn (Garve), Lessing, Engel, dann Wezel usw. zusammen. Ihr Charakter ist geistlose kalte Korrektheit; sie haben keine bestimmte Manier, und in der Rücksicht können sie mit den Carraccis verglichen werden" (Br. 51 f). In einem Brief vom Dezember 93: „Auch über die deutschen Kritiker ist mein Urteil nicht dem Deinigen gleich. Ich gestehe Dir, ich fand in Engels Poetik nichts als etwas Scharfsinn und Eleganz, und in Lessings kritischen Schriften wenig mehr" (Br. 153).

Diese Aussprüche beziehen sich zunächst auf den schriftstellerischen Charakter Lessings. Schlegel wirft Lessing den Eklektizismus der Carracci vor, weil er bei ihm keine bestimmte Manier findet. Unter Manier versteht er in der Kunst eine individuelle

Richtung des Geistes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit (M. I. 109). Lessing gehört für ihn in eine Schule mit Garve, Engel und Wezel. Als Schule bezeichnet er etwas später eine regelmäßige Gleichartigkeit des Stils, durch welche eine Klasse von Künstlern sich von den übrigen absondert und ein ästhetisches Ganzes wird. Diese Gleichartigkeit dürfe nicht zufällig sein, sondern müsse aus einem Prinzip entstehen und unter gewissen Voraussetzungen notwendig sein (M. I. 1 f.). Von Garve schreibt er: „Wo ist, im Vortrage, im einzelnen, Rousseaus Gewalt? Shaftesburys schöne Begeisterung? Hemsterhuis' Einsicht in das Wesen großer Männer? Kants ernste Erhabenheit? (Br. 51). Über Engel meint er einige Jahre später in einem Brief an Schleiermacher, er habe sein Verdienst nie in etwas anderem gefunden „als in dem Anstand, mit dem er die Nullität zu behandeln und zu verzieren" wisse (Dilthey III, 91).

Die schriftstellerische Gleichartigkeit von Lessing, Engel, Wezel und Garve ist für Schlegel eine innere Notwendigkeit; sie entspringt im letzten Grunde aus der Gleichartigkeit ihrer Persönlichkeiten. Denn von Anfang an steht im Mittelpunkt seines Interesses die Persönlichkeit des Schriftstellers, nicht das, was der Schriftsteller als solcher geleistet hat. Zu der Persönlichkeit des Schriftstellers nimmt er Stellung, wenn ein Buch ihn beschäftigt, denn es sei etwas Großes, was nur der Weise vermöge, die Menschen nach ihrem inneren Leben wägen zu können (Br. 128). Dies Große versucht er: es vergnügt ihn bei der Lektüre von Herders „Plastik" sich in das Wesen des Verfassers zu versetzen, und weil ihm Herders Persönlichkeit, wie sie aus seiner schriftstellerischen Eigenart sich ihm erschlossen hat, nicht groß erscheint, meint er, Herder sei für ihn „von weniger Bedeutung" (Br. 2; 91). Schillers Werke schätzt er „als Gedichte, Geschichten und Philosophien, welches sie doch sein wollen", sehr niedrig ein; aber um Schillers willen, weil in ihnen die Größe seiner sittlichen Natur sich offenbart, sind sie ihm lieb (Br. 132). Klopstock hatte er lange gar nicht geachtet; Frieden schließt er mit ihm, weil aus seinen Schöpfungen und aus seinem Leben[1]) eine edle Männlichkeit, Kühnheit, Bestimmtheit und unerschütterliche Beharrlichkeit atme (Br. 26; 59; 152).

[1]) Der Sinn für Klopstocks Persönlichkeit ist wohl bei Friedr. Schlegel durch das Werk Carl Fr. Cramers: „Klopstock, Er und über ihn", Leipzig u. Altona

Da so das Wägen der Persönlichkeit für Schlegel die Hauptangelegenheit ist bei seiner Beschäftigung mit großen Schriftstellern, beurteilt er zugleich mit dem Schriftsteller immer auch den Menschen. Er nennt durcheinander Eigenschaften des Menschen und des Schriftstellers bei der Beurteilung von Herder und von Garve (Br. 3; 51), und er fragt nach dem Edlen in Bürgers Leben, als er dem Bruder klar machen will, weshalb er Bürger nicht für einen großen Dichter hält (Br. 151). Er dehnt das Urteil über Bouterweks Donamar auf Bouterweks ganzes Wesen aus (Br. 44), und nach Erscheinen des Großcophta ist ihm Goethe nichts als ein Höfling, der Inbegriff seiner Werke der Abdruck einer eigennützigen kalt gewordenen Seele (Br. 59, 43 Anm.). Friedrich Schlegels gehässige Art beruhe auf seiner Manier, immer den ganzen Menschen zu rezensieren, da ihm doch die nötige Ehrfurcht vor dem Objekt mangele, schreibt später W. von Humboldt an Jacobi nach Erscheinen von Schlegels Woldemar-Rezension. Goethe sagte von ihr, sie sei mit eisernen Griffeln in Metalltafeln eingeschrieben (Humboldt Br. 55; Steffens 267 f).

In Friedr. Schlegels „gehässiger Art" sind auch die Aussprüche über Lessing gehalten. Auch hier fällt Schlegel kein objektives Urteil über den Schriftsteller, sondern gibt den subjektiven Eindruck wieder, den der ganze Mensch auf ihn gemacht hat. Wie ungünstig dieser ist, zeigt schon die Zusammenstellung mit Garve. Von dem „trivialen" Garve sagt Schlegel, er habe viele gute Eigenschaften, alle in sehr geringem Grade; er glaubt, daß Garve ein sehr pedantischer Weltmann sei, und spricht mit Verachtung von seinen Launen, seiner „kleinen Weisheit", seiner „unendlichen Eitelkeit" (Br. 51, 68). Weil für Schlegels Urteil der Eindruck von der Persönlichkeit des Schriftstellers maßgebend ist, ist in

---

1782—92, geweckt worden. Schl. schreibt einmal an Aug. Wilhelm: „Ich habe Dir hier mit Fleiß wieder nur Resultate gegeben (à la Klopstock)" (Br. 153). Cramer zitiert aus Schubart „Klopstocks prosaische Schriften", herausgeg. 1771, den Satz: „Man findet meistens Resultate einer großen Seele, ohne Prämissen" (II, 23 Anm.). An eine Stelle in der bei Cramer abgedruckten Abschiedsrede Klopstocks von Schulpforta erinnert es, wenn Schl. einmal von Hardenberg sagt: „Ich habe ihn nicht durchgelesen. Ich lese zwar schnell, aber nicht alle Bücher" (Br. 43). Klopstock vergleicht seine Mitschüler mit Büchern und schließt den Vergleich: „Ich bin stets in dem Lesen der Bücher sehr ekel gewesen; und es mußten sehr vortreffliche sein, die ich mir gestattete, ganz durchzulesen" (I, 97).

der Geringschätzung von Lessings Persönlichkeit, nicht in der Geringschätzung der Leistungen des Dichters und Kritikers, der eigentliche Grund seines Mangels an Interesse für Lessing zu sehen.

Zu der Verkennung von Lessings Persönlichkeit mag den ersten Anstoß gegeben haben das Mißtrauen, das der junge Friedr. Schlegel gegen den allgemein und überschwänglich Bewunderten schon um dieser Bewunderung willen fassen konnte. Denn aus großer Popularität schloß er leicht auf Mittelmäßigkeit des Geistes bei dem allgemein Beliebten, weil gerade ein Mensch, der ganz die Meinungen, Grundsätze, den Maßstab für Wert, dieselben Begierden, dieselbe Kraftlosigkeit und Eingeschränktheit habe, die das Erbteil aller Menschen sei, ihnen vor allem gefallen müsse und daher viel geliebt und gelesen werde (Br. 21). Ausdrücklich schreibt er einige Jahre später, doch wohl aus eigener Erfahrung, über Nathan den Weisen: die außerordentliche Popularität dieses Stückes, die daher komme, daß es den allgemeinen Horizont nicht zu überschreiten scheine, könne ein Vorurteil dagegen erregen (M. II, 161).

Es ist bekannt, daß Fr. Schlegels nächste Verwandte Johann Adolf, Johann Elias und Johann Heinrich Schlegel und seine Söhne zu Lessing in persönlichen und literarischen Beziehungen gestanden hatten; doch war dies offenbar ganz belanglos für Friedrichs Verhältnis zu Lessing. Von Wichtigkeit dafür mußte es hingegen sein, daß gerade die von Friedrich meist gehaßten Aufklärer nicht müde wurden, Lessing zu feiern als einen, der zu ihnen gehöre und in ihrem Sinne geschrieben habe. Schlegel vermied damals schon, wie später, „den Menschen, das Buch, die ein harmonisch Platter bewundert und liebt"; war wenigstens geneigt, der Meinung zu mißtrauen, an die mehrere derart fest glauben (M. II, 196). Weil die Aufklärer Lessing bewunderten, war Schlegel überzeugt, daß an Lessing ebenso wenig zu bewundern sei wie an seinen Lobern. Als Aufklärer, als korrekten, nüchternen Verstandesmenschen charakterisiert er ihn geradezu in seinen Aussprüchen und zeigt dadurch an, wie sehr er in diesen Jahren selber der Meinung war, die später so heftig von ihm bekämpft wird: Lessing sei das Ideal der goldenen Mittelmäßigkeit, der „Held der seichten Aufklärung, die so wenig Licht als Kraft hat" (M. II, 149).

Die Annahme eines Vorurteils gegen Lessings Persönlichkeit bestätigt es gewiß, daß diese zu ihm nicht damals schon aus dem

Werke sprach, das für seine Kenntnis in dieser Zeit das Hauptwerk war, und von dem Schlegel später selber sagt: „Wer den Nathan recht versteht, kennt Lessing“ (M. II, 157). Ging er aber mit dem Vorurteil gegen den Aufklärer an Nathan heran, so mußte dies Drama ihn mit einer gewissen Notwendigkeit darin bestärken. Er, der überdies auch den Grundgedanken der Fabel von den drei Ringen nicht teilte,[1]) konnte aus der Zurückweisung jedes Mystizismus, aus der Bezeichnung jeder Bemühung, durch andächtiges Schwärmen sich Gott nur immer näher zu fühlen, als Unsinn oder Gotteslästerung, nur den nüchternen Aufklärer heraushören. Es konnte ihm scheinen, als sei in der deistisch orientierten Moral, der Lessing im Nathan Ausdruck gibt, der allgemeine Horizont nicht überschritten, als richte Lessings schlichte Sachlichkeit sich nur an den „gemeinen Pöbel der Sünder“, über den Schlegel sich „hoch hinwegsetzte“[2]) (Br. 25). In seinem Sinn war nicht die Annahme eines Gottes, zu dem der Mensch in einem Verhältnis der Ergebenheit steht; denn ihn erfüllte ein leidenschaftliches Streben nach Größe, dem der strenge Pflichtbegriff des Rationalismus nicht Genüge tun konnte.[3]) In seinem Sinne war vielmehr das titanische Streben, dem Goethe im Faustfragment (1790) und im Prometheus Ausdruck gegeben hatte. Wie eine Reminiscenz an letzteren klingt es, wenn Friedrich August Wilhelm ermahnt, auch nicht einmal der Sklave seines Ideals zu sein: „Was es auch sein mag, was Du unternimmst, lieber Bruder, handle groß, und wenn es nicht gelingt, so bleibe fest stehen. Du wirst alsdann eine glorreiche Gelegenheit haben, Gott zu verachten. Bei allem Reichtum, wenn wir nicht unsrer eigenen Vollkommenheit selbst ent-

---

[1]) Er schreibt einmal an Aug. Wilh.: „Aber beinah mußte ich lächeln, wie ich las, daß Du das Unmögliche forderst. Wer die Wahrheit liebt, soll nie wähnen, sie zu besitzen, und der, so das Ewige genießt, soll seinen schädlichen Irrtum fahren lassen, daß alles andre nichts sei. Du liebst — wohl! aber Du darfst nicht denken, daß es nichts Höheres gibt, als den Genuß des Geliebten. Nein, Du mußt das gegen andre Vorteile vernünftig berechnen!“ (Br. 126.)

[2]) Auch Solger in seiner Rezension von A. W. Schlegels Vorles. über dramat. Kunst u. Lit. schreibt über Nathan: „Der Zweck der Belehrung über einen allgemeinen Satz und noch dazu einen Satz der gemeinen Aufklärung läßt die Poesie nicht aufkommen“ (Wiener Jahrbücher 1819, Bd. VII, 147 f.).

[3]) Ausdrücklich schreibt er einmal, daß er seinem Vater gegenüber Religion heuchle, die er nicht habe (Br. 63).

sagen können, sind wir nur Diener Gottes“ (Br. 22). Sein Streben nach Größe suchte Befriedigung im Pantheismus — oder besser Panentheismus. Das Göttliche ist für ihn, wie für Goethe, die der Natur immanente Schöpfungskraft. Die „ewige Natur“, das „mächtige Leben, das in allem, was entsteht und untergeht, seine eigne unendliche Fülle, in wechselnder Liebe und wechselndem Kampf mit sich selbst, ewig umschlingt“, die „Seele des Alls“, nennt er die „vollendete Einheit“, die „Wahrheit“ (Br. 111; 117 f.). Eine sehr freie Auffassung Spinozas ist es, die Schlegels pantheistisch-selbstbewußtes Lebensgefühl trägt. Spinoza nennt er später den allgemeinen Grund und Halt für jede besondere Art von Mystik oder wissenschaftlicher Phantasie (M. II, 363). Fassen wir Mystik als Aufhebung des Individuums in die Alleinheit, so betont Schlegels „wissenschaftliche Phantasie“ eben nicht die Resignation oder Negation des Einzelnen, sondern die positive Teilnahme des Endlichen am Unendlichen, weil ihm die Unendlichkeit immanent ist; weil die geistige Liebe der Seele zu Gott Gottes Liebe zu sich selbst ist (Spinoza Eth. L. 36). In dieser Ideenverbindung erscheint der Zwiespalt zwischen Natur und Geist nicht in einer höheren außerweltlichen Einheit gelöst, deren Größe dem Menschen unerreichbar ist, sondern im Weltganzen selbst; die Einheit ist real.[1]) Weil die menschliche Seele ein Teil der Seele des Alls ist, des „unendlichen Verstandes Gottes“, weil also die Liebe zum reinen ewigen Sein und Werden sich auch auf das eigene Ich richten kann, gewährt der Pantheismus unmittelbaren Genuß des Göttlichen und die Erreichung absoluter Größe. Gegenstand des Enthusiasmus, schreibt Schlegel daher, könnten im männlichen Alter der Wille und die Gedanken des eigenen besseren Selbst sein und der Mensch sein eigener Gott werden (Br. 4).

Die beiden Werke, die Schlegel hätten zeigen können, daß Lessing mit seinem Bekenntnis „ἓν καὶ πᾶν“ sich mit ihm berührte, scheint Schlegel vor oder während der Leipziger Zeit nicht gelesen zu haben. Was allerdings nicht sehr Wunder nehmen darf. Von dem Streit um Lessings Spinozismus, soviel Staub er seinerzeit aufgewirbelt hatte, war in weiteren Kreisen nicht mehr die Rede

[1]) Nach Salomon Maimon. Vgl. Salomon Maimons Lebensgeschichte von ihm selbst. Herausgeg. von K. Ph. Moritz. Berlin 1792—93. I, 154. Schl. las sie in Leipzig (Vgl. Br. 52).

gewesen, seit Schlegel für diese Dinge Interesse haben konnte. Als 1789 die zweite Auflage der Jacobischen Schrift erschien, lebte in Göttingen der 17-jährige ganz versenkt in die Werke Winckelmanns und der Griechen. In Leipzig war dann seine Muße „ganz fragmentarisch" (Br. 169) und seine Lektüre anfangs hauptsächlich vom Zufall und von dem Wunsche bestimmt, dem Bruder über literarische Neuigkeiten zu berichten, später ganz im Dienst seiner Geschichte der griechischen Poesie.

Im Nathan sah Schlegel eine rationale, von seinem Standpunkt ihm notwendig nüchtern erscheinende Welterfassung. Seine Meinung, Lessing sei einseitiger Verstandesmensch, hätte durch die Gefühlswärme und innige Herzlichkeit Lessings geändert werden müssen, wie sie, mehr als in irgend einem andern Werk, im Nathan sich zeigt; für diese aber fehlte ihm damals der Sinn. Den Grund dafür wird man in seiner inneren Gegensätzlichkeit zu suchen haben, die ihm in dieser Zeit immer mehr bewußt wurde. Eine Fähigkeit der Selbstbetrachtung, die schon an sich seine rationalistische Anlage bezeugt, führte Schlegel zu der Erkenntnis, daß in seinem geistigen Organismus die Verstandeskräfte auf Kosten des Irrationalen überwogen. Unter dem Eindruck einer Zeit, die dem Rationalismus entgegenstrebte in der absoluten Wertung des Gefühlsmäßigen, nach dem Gesetze des Widerspruchs, wurde ihm sein Mangel an innerer Einheit und Ganzheit umso klarer, als er zugleich in den letzten Vertretern der Aufklärung die abschreckende äußerste Konsequenz der intellektualistischen Geistesrichtung noch vor Augen hatte.

Zwar nennt er den Trieb nach deutlichen Begriffen und klarer Einsicht einen sehr wesentlichen und edlen; wenn jedoch dieser Trieb unnatürlich stark sei, dann entstünden „herz- und marklose Vernünftler", „bei gemeinen Anlagen", wofür ein unzählbarer Haufen neuerer Aufklärer zum Beispiel dienen könne. Große Anlagen aber zerrütte keine Ausschweifung so sehr. Der Kranke dränge nur, die Natur zu kennen, das Gute und Schöne zu wissen, bis alles Leben stumpf werde und das Herz ohne Rettung verzweifle. Hier ungefähr stehe jetzt Schiller, der als Mann ganz im Verstande leben müsse, weil er als Jüngling ganz in der Einbildung gelebt habe. Bei der „heiligen Dämmerung" dagegen, in welcher Jacobi lebe, der einen verhältnismäßig zu schwachen Trieb nach Klarheit

habe und sich ganz der Leitung der Empfänglichkeit hingebe, sei inneres Glück noch möglich (Br. 142). Aus Schlegels Worten klingt eine förmliche Angst vor dem Intellektualismus heraus. Er fürchtet die Gefahr, die damit verbunden ist, für sich selber. Sein Haß gegen die Aufklärer ist deshalb so erbittert, weil er in ihnen Zerrbilder seiner selbst sieht. Die Folge seiner deutlichen Selbsterkenntnis mußte, bei seinem Streben nach Größe, das Bemühen sein, den eigenen Intellektualismus zu überwinden. „Ich weiß", schreibt er, „daß ich garnicht leben kann, wenn ich nicht groß bin, d. h. mit mir zufrieden.[1]) Denn mein Verstand ist so, daß, wäre alles ihm gleich, und Harmonie in mir, so wäre ichs schon" (B. 94). Er glaubt an eine grenzenlose Vervollkommnungsfähigkeit des einzelnen Menschen wie des ganzen Geschlechts und hält diese für „den letzten Anker der sinkenden Tugend" (W. IV, 210). Wie er die Größe einer Nation lieber aus der Freiheit oder dem Entschluß als aus dem Schicksal erklären will (Br. 8), so, meint er, beruhe es bei dem Einzelnen ebenfalls nur auf dem Wollen, groß zu werden. Wiederholt mahnt er auch den Bruder an das große Ziel (Br. 4; 18; 33 f.), und wie sehr er durch die Vorstellung der Erreichbarkeit dieses Ziels die eigenen Kräfte anspannte, die dann naturgemäß immer wieder in Ermattung zurücksinken mußten, zeigt sein Bekenntnis, daß die seltsamsten Absprünge von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe seinem Gefühl so gewöhnlich seien (Br. 26).

Aus Angst vor dem Intellektualismus warf er sich, wie der Insasse eines Gefährts, das am Abgrunde vorüberjagt, mit aller Wucht auf die andere Seite. Er, bei dem jede Gefühlsregung von Reflexion begleitet, bei dem meist die Überlegung das Primäre, die Gefühlsregung das Sekundäre ist, nennt nur das vorurteilsfrei, sein Herz höher ehren als seine Begriffe, und will Verstand und Erfahrung nur brauchen, um das Urteil des Herzens zu reinigen (Br. 129). Er beschäftigt sich mit Dingen, die dem Herzen frische Lebenswärme geben (Br. 18), und möchte Gott, wenn er beten könnte, nicht um Verstand, sondern um Liebe bitten (Br. 25). Auf die Menschen wünscht er so zu wirken, daß von seiner Liebenswürdigkeit oft und mit viel Wärme geredet würde, während von seinem Geist garnicht die Rede zu sein brauchte (Br. 68). Er ist schmerzlich empört, als er erfährt, daß er Schiller und Körner ein

[1]) Vgl. Spinoza Eth. IV L. 52 E.

unbescheidener, kalter Witzling geschienen habe. „Sie haben mein Herz ordentlich versteigert", schreibt er, „wer den meisten Tadel darauf bieten möchte" (Br. 45). Mangel an Liebe erscheint ihm geradezu als sittlicher Defekt. Von einem Freunde sagt er einmal: „Größe hat er nicht. Man wird immer von ihm sagen können: er könnte lieben oder er kann lieben; aber geschehen wird es nie"[1]) (Br. 7). Den Sinn für Liebe, die seinem pantheistischen Lebensgefühl die Hingabe an das Göttliche sein mußte, das in allem Leben sich offenbart, nennt er „die Seele der Seele" (Br. 108).

Weil aber Schlegels hohe Bewertung des Gefühls ihren Grund nicht in der Fülle, sondern in einem Mangel seiner Natur hatte, weil sein Irrationalismus nicht wurzelecht war, fand hier nicht Gleiches das Gleiche. Schlegel hielt Lessing für kalt, weil ihm selber der Sinn für die leisen und unaufdringlichen Äußerungen eines warmen Gefühls fehlte. Dem übersteigerten Gefühl Schlegels, das sich über das Konkrete hinweg in das Mystische und die „heilige Dämmerung" Jacobis zu verlieren strebte, steht gegenüber der Realismus Lessings, dessen warme Humanität nicht anders als in klarer, prägnanter Greifbarkeit ihren praktischen Ausdruck findet.

Schlegels leidenschaftliches Streben nach Größe hatte ferner zur Folge, daß er mit der Erforschung des Wesens großer Männer eine bestimmte Absicht für sich selber verband. Ganz dem Kultus des eigenen Ich hingegeben, beurteilte er alles darnach, ob es ihm ein Hilfsmittel bei seiner Selbsterziehung zur Größe sein könnte oder nicht. Jede Verbindung mit ihm, die lange bestehen soll, muß auf gegenseitiger Anregung zur Sittlichkeit beruhen, und sogar mit dem Bruder hält er es „wie Lavater mit Christus, der ihm geradezu erklärt, daß, wenn er noch ein besseres Medium mit Gott findet, er den ersten Platz räumen muß" (Br. 18; 46). Durch Betrachtung der Vollkommenheit anderer will er den eigenen Geist immer höher führen; denn der Mensch sei „leichter nach einem Vorbild vollkommen als Erfinder" (Br. 9; 14). Daher vergleicht er das Leben und die Schriften außerordentlicher Männer miteinander, sucht sich ein Ganzes daraus zu bilden und die höchste

[1]) Auch Schleiermacher sieht später die Größe von Schlegels sittlicher Natur darin, daß er die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in seinem Herzen trage (Dilthey, I. 320).

Vollkommenheit hineinzutragen. Diese Betrachtung, meint er, hebe den Betrachtenden selber und erhöhe das eigene Leben am meisten, weil man hier die Vollkommenheit anschaulich, in den Verhältnissen der Wirklichkeit und in einem ganzen Menschenleben vor sich sehe, nicht nur in abstracto, wie bei der Moral, oder in idealischen Verhältnissen und in einem abgerissenen Stück des Lebens, wie in der Kunst. Wie im Verkehr die Freunde, so sollen auch die großen Männer Schlegel als Mittel dienen, ihn im Besten, was er sich zu denken vermag, in seiner Tugend (Br. 25), zu bestärken. Er sucht in ihnen Vorbilder für sich selber; daher sieht er nur die Größe derjenigen, welche eine Vollkommenheit zeigen, wie er selber sie erstrebt, bei denen gerade das, was er in sich selber noch unfertig und schwach fühlt, ausgebildet und stark ist. Das Ideal seiner eigenen Größe, das er in ihnen sucht und liebt, wird ihm zum Ideal von Größe überhaupt. Da es ein Hauptgrund für Schlegels damalige Abneigung gegen Lessing war, daß Lessings Gesamterscheinung diesem aus den Bedürfnissen seiner subjektiv interessierten Natur entstandenen Ideal nicht entsprach, und da er Lessing später eben deswegen so hoch verehrte, weil er bei ihm diese Größe gefunden hatte, muß in etwas breiterer Ausführung auf Schlegels ethische Anschauungen eingegangen werden.

Spinozas Ethik lieferte Friedrich Schlegel die Elemente für den Aufbau eines Moralgebäudes, zu dem auch Plato und Kant einige Bausteine hergaben. Sein großes Ziel ist: ewige, unwandelbare Ruhe in sich selbst und zahllose geistige Freuden, aus deren jeder wieder zahllose neue entspringen (Br. 33). Diese Ruhe der Seele erreicht der Mensch nur, wenn Harmonie in ihm ist, wenn „die drei Grundtriebe der Seele", die drei Elemente, in welche alles Gefühl sich auflösen läßt, die drei ewigen Unterschiede, welche den Umfang alles unseres Seins umfassen (Br. 124), im Einklang sind. Wie Schlegel diese Einteilung nach Analogie der von Kant gemacht hatte, der alle Seelenvermögen auf drei zurückführt, auf das Erkenntnisvermögen, für das der Verstand, auf das Begehrungsvermögen, für das die Vernunft gesetzgebend sei, und auf das zwischen beiden stehende Gefühl der Lust und Unlust (Kr. d. U. 14 ff.), so knüpft er auch an Kant an zur Benennung dieser drei Grundtriebe und übernimmt Kants Bezeichnung für die logischen Kategorien. „Einheit", das ist Kraft, Selbsttätigkeit, das

heißt Einsicht und Ehre; „Allheit", das ist der Trieb nach dem Ewigen, die Gottheit in der eigenen Brust[1]), das Vermögen der Ideale, die Vernunft; „Vielheit", das ist Leben, das sich offenbart in Lust, Kampf und Liebe (Br. 124; 126).

Der Erkenntnis der Wirklichkeit mittelst des Verstandes muß einerseits die unmittelbare Hingabe an sie im Handeln und im Fühlen, der Selbsttätigkeit des Geistes das Leben, der Einheit die Vielheit das Gleichgewicht halten. „Die Liebe zu einem Gegenstande, der Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unsern eilenden Geist aufhalten; denn sonst wird diesem Kurzsichtigen die Welt bald zu klein" (Br. 38). „Heilsame Tätigkeit" sucht Schlegel in Leipzig, weil der Weg, den er in Göttingen, kränklichen Herzens, jeder Laune dienend, gegangen war: „stets mit dem Verstande zu genießen, statt zu handeln", ihn unfehlbar zum Selbstmorde geführt haben würde (Br. 38; 25). Anderseits muß der Trieb nach Selbsttätigkeit des Geistes durch die Beziehung auf das Ewige, absolut Große, das Unendliche die Richtung behalten. Nicht in der Betrachtung des Mannigfaltigen, des Endlichen soll der Mensch sich verlieren, sondern auf das Ewige, Notwendige, Gesetzliche die Blicke richten, sonst verliert sich der Verstand, der mühsam am Einzelnen bildet, endlich vom Ganzen so weit, daß es scheinen könnte, als sei dem Menschen Maßstab und Wagschale seines Lebens entrissen (M. I, 21). Die Beziehung auf das Unendliche soll auch der dritte Trieb haben: Leben und Gott müssen im Einklang sein. Die beiden Gestalten des Lebens: Kampf und Liebe scheinen den Irdischen geschenkt als Reiz, wie Gott zu genießen; denn in ihnen „vermählt sich das Ewige gern mit dem Sterblichen". Im Kampf, indem der freie Geist siegt über die Natur, in dem, wie Kant es ausdrückt, der Freiheitsbegriff den durch seine Gesetze aufgegebenen Zweck in der Sinnenwelt wirklich macht (Kr. d. U. 13); in der Liebe, indem das Herz das unendliche Gut, das ihm fehlt, in dem Geliebten zu finden vermeint (Br. 46; 124; 88). Der Mensch, den Schlegel lieben soll, muß vor allem die Stärke der Liebe haben, die aus der Sehnsucht nach dem Unendlichen herrührt (Br. 46).

Das Ergebnis von Schlegels Moralphilosophie ist: „Ein Mensch hat so viel Dasein, als Leben, Kraft und Gott in ihm ist. Hat er

[1]) Vgl. Spinoza Eth. II. L. II. Z.

aber auch viel Kraft und Leben, sind diese aber im Streite mit dem Gott in ihm, so wird er immer ein häßlicher Mensch, ein verächtlicher Dichter, und sein Urteil schief sein" (Br. 125). Tugend, „die Richtung auf Gott und der Genuß Gottes, ist freilich unsre höchste Bestimmung, aber nicht unsre ganze." Die Vernunft muß eins sein mit der Sinnlichkeit und mit dem Verstande (Br. 142). Dann ist im Menschen „lebendigster Zusammenhang", der durch die Kraft und den Entschluß hervorgebracht wird, „Gott ähnlich zu werden, die Unendlichkeit immer vor Augen zu haben" (Br. 111). Darin besteht „der Geist und die sittliche Würde" des Menschen. Hat der Mensch den Entschluß gefaßt, Gott ähnlich zu werden, dann darf die Idee in ihm nicht Theorie bleiben, sondern sie muß sich dem Gefühl mitteilen und zum Affekt steigern; denn nur im Affekt erhält das Gemüt seine höchste Schwungkraft. Die Begeisterung ist die Mutter des Ideals; diesem sollen wir nachstreben (Br. 126); denn erst, wenn das Göttliche zum bewegenden Prinzip im Menschen geworden ist, kann er es als Bestandteil seiner selbst empfinden. Erst wenn er das vom Vernunfttrieb erzeugte Ideal in Wirklichkeit umgesetzt hat, wenn der Gott in ihm zum Erlebnis geworden ist, kann er sich eins fühlen mit der göttlichen Urkraft, in der alle Gegensätze aufgehoben sind. Weil die Idee dem Gefühl und der tätigen Kraft sich mitgeteilt hat, weil im Menschen Harmonie ist, Einklang der drei Grundtriebe, ist er Gott ähnlich. Nicht sowohl aus Liebe zum Werk möchte Schlegel seine schriftstellerischen Pläne ausführen, als aus dem verzehrenden Triebe nach Tätigkeit, der ihn von früh an schon besessen habe, und den er noch lieber die Sehnsucht nach dem Unendlichen nennen möchte (Br. 18). Nicht eine Sehnsucht ins Unendliche hinaus ist also, so sehr er mit seinem Gefühl ins Unendliche hinausstrebt, Schlegels „Sehnsucht nach dem Unendlichen", sondern sie ist eine Sehnsucht nach Harmonie, nach Gottähnlichkeit.[1]) Und da das Göttliche für ihn die allmächtige Natur ist, liegt ihr die Sehnsucht zu Grunde, nicht als einzelnes, abgerissenes, vergängliches Leben „gleichsam nur außerhalb der Welt" zu stehen (Br. 108), sondern sich mit allem Seienden verbunden, die „ewigen Quellen vergänglichen Lebens",

[1]) „Ein Verlangen nach höherer Harmonie d. i. Sehnsucht nach dem Unendlichen", sagt später auch Dorothea, gewiß in Übereinstimmung mit Friedrich (Concordia IV, 323).

die er im „heiligen Dunkel“ ahnt (Br. 118), auch in sich zu fühlen.

Nach diesen Anschauungen mußte für Schlegel das Kriterium für den Geist und die Würde eines Menschen die Begeisterungsfähigkeit sein. Die Begeisterung bringt das Göttliche im Menschen zur Reife und zur Vollendung. Schlegel nennt sie daher, wie die Liebe, die „Sonne des Lebens“. „Der Frühling der Begeisterung“, meint er, dürfe nicht versäumt werden; „denn was ist der Mensch ohne sie?“ Alles, auch die jugendliche Liebe, soll nur dazu dienen, den Enthusiasmus in der Seele stark und vollkommen zu machen. Schlegel sucht, wie er später in der Lucinde erzählt, nur den Umgang mit Freunden, die, wie er, der Begeisterung fähig waren (50). „Wenn wir im Ernst alles Enthusiasmus unfähig sind“, schreibt er, „dann ist es die rechte Zeit zur Abfahrt“ (Br. 5; 78; 4).

Aber Schlegel, dessen Anlage durchaus zum Rationalen neigte, kannte doch eigentlich nicht wirklichen Enthusiasmus, sondern fühlte nur Sehnsucht nach Enthusiasmus. Denn seine Begeisterung war ohne Mittelpunkt; er schwebte damals, wie er in der Lucinde erzählt, im leeren Raum einer allgemeinen Begeisterung (71). Ihm fehlte bei diesem sich affizieren lassen vom Unendlichen, um mit Schleiermacher zu reden, die beschränkende Richtung auf etwas Einzelnes und Bestimmtes, und er wußte doch, daß Zerstreuung endlich zur Begeisterung ganz unfähig macht; „Zerstreuung ist der Tod aller Größe, welche immer mit Konzentration aller Kräfte verbunden ist“ (Br. 78). Nur die Männer erscheinen ihm daher groß, bei denen er die Konzentration aller Kräfte, als vollkommenste Äußerung der Begeisterung, findet; das Einheitliche und Geschlossene, das Harmonische des Wesens, welches ihm ein Kennzeichen dafür ist, daß die Idee des Göttlichen den Mittelpunkt im Menschen bildet, um den all sein Denken und Tun sich anordnet. Diese Konzentrationsfähigkeit war aber Schlegel, weil sie ihm selber fehlte, damals nur dann imstande zu erkennen, wenn sie auch nach außen hin sich zeigte. Er erkennt sie bei Klopstock, Winckelmann, Kant und Spinoza, weil er bei ihnen die „Anspannung und Erhebung der Kraft“ auf ein hohes Ziel der Begeisterung, ein allumfassendes Werk des Lebens findet (W. II, 199). Er liebt bei Spinoza den „milden Widerschein der Gottheit“, den „klaren Duft“, der „unsichtbar sichtbar“ über dem Ganzen seines Gefühls schwebe,

den „Geist der ursprünglichen Liebe". Er bewundert noch als Katholik nicht nur die „wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit" von Spinozas Art, sondern auch, daß alles in dieser „so von einem Guß" war, „weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von seinem Gefühl beseelt war". Dies Gefühl aber erkannte Schlegel als „ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen (M. II, 361; W. II, 171). „Alle Gedanken eines Spinoza, eines Fichte", schreibt er 1801, „könnt Ihr auf einen einzigen Zentralgedanken reduzieren" (M. II, 426). Bei Schiller kann er nicht aufhören, „die Leidenschaft zum Ewigen" für groß zu achten; den Keim der späteren Feindschaft aber sieht man schon in diesen Jahren. Schlegel findet bei ihm die Liebe erloschen, sein ganzes Leben sei „zerrissen und ohne Einklang" (Br. 129; 143).

Auch bei Lessing fehlte Schlegel das äußere Hilfsmittel für die Erkenntnis der immer mit der Größe verbundenen Konzentration aller Kräfte; denn Lessing hat nicht ein allumfassendes Werk hinterlassen. Schlegel fand bei ihm nicht das Streben, eine große Idee zu verwirklichen, in einem Gegenstand ganz zu leben. Er sah vielmehr bei ihm die Vielseitigkeit, das Abspringen von einem Gegenstand zum andern, zu dem er selber neigte, und weil er nicht imstande war die große Einheit zu erkennen, die in Lessings unvergleichlicher Persönlichkeit all die verschiedenen Bestrebungen verband, mußte er nach Analogie seiner eigenen Natur glauben, daß Lessing die Stärke und Dauer der Begeisterung gefehlt habe, in der er das eigentliche Kennzeichen sittlicher Größe sah.

Zu der subjektiven Befangenheit, mit der Schlegel an Lessing herantrat, zu seiner Unreife und Unselbständigkeit kam hinzu, daß er allem Anschein und aller Wahrscheinlichkeit nach damals nur Lessings poetische und kunsttheoretische Schriften kannte; nur auf diese weisen bestimmt die angeführten Aussprüche hin. Lessing lebte ja auch im allgemeinen Bewußtsein vor allem als der große Dichter und Kunstrichter fort. In den Theorien der schönen Wissenschaften, an welche ergänzend sich die große Eschenburgische Beispielsammlung anschloß, und in den Unternehmungen, welche durch die Literaturbriefe angeregt worden waren, fand man immer wieder Gelegenheit, sich auf die Autorität des Kritikers zu stützen, oder bei Erläuterung der Dichtungsgattungen seine poetischen Werke unter den Musterbeispielen anzuführen. Auf Lessings Poesie und

Kunsttheorie mußte Schlegel immer wieder hingewiesen werden. Es war beinahe eine Art Zwang für einen gebildeten Menschen damals, von Zeit zu Zeit eines oder das andere dieser Lessingischen Werke zur Hand zu nehmen. Von Lessings religionsphilosophischen Schriften dagegen war sehr viel weniger die Rede. Und außerdem verkannte wohl Schlegel damals ihre Tendenz (L.'s Geist I, 43). Weil er Lessing aber nur als Dichter und Kritiker kannte, konnte sich die Meinung bei ihm befestigen, Lessing sei einer der kalten, nüchternen Verstandesmenschen, die eine frühere Generation bewundert hatte, und die schon durch ganz anders geartete Männer überwunden waren; denn auch der allgefeierte Dichter und Kritiker schien ihm überwunden. Von vorneherein befand er sich diesem gegenüber in der Opposition und fühlte sich darin umso berechtigter, als er die Anlage sowohl zum Dichter als zum Kritiker auch in sich selber zu spüren vermeinte. Schon während er sich auf die juristische Laufbahn vorbereitete, erstrebte er das Nebeneinander von ästhetischer Betrachtung und eigener künstlerischer Produktion und wollte damit wohl Schiller, Klopstock und vor allem August Wilhelm nacheifern. Lange weiß er nicht, ob Stoff zu einer Ästhetik oder zu einem Kunstwerk in ihm schlummert (Br. 59), und plant zu gleicher Zeit eine Allegorie und ein Gespräch über Poesie (Br. 18). Einen „alten Wunsch" nennt er es 1801, daß „melodische Kraft brausend der Lippe entströmt" (M. II, 430). Die Opposition Schlegels gegen den Dichter und Kunstrichter Lessing ist die Folge einer Verschiedenheit der Kunstauffassung, in welcher sich der ganze Gegensatz zweier Zeitalter und zweier bei einigen äußerlichen Ähnlichkeiten doch grundverschiedener Naturen zeigt. Beide, Lessing wie Schlegel, verlangen vom Kunstwerk eine kunstfremde, erziehliche Einwirkung;[1]) beide kennen nicht den Standpunkt, den wir heute „l'art pour l'art" zu nennen pflegen. „Nur der menschliche, selbsttätige Geist, und seine Taten", meint Schlegel, „hat selbsteigenen Wert". Für die Hauptsache hält er es, nach dem alten griechischen Wort, daß man die Kunst besitze, ohne daß sie einen besäße, und die „Seele seine Lehre" ist, daß die Menschheit das Höchste und die Kunst nur um ihretwillen da sei.[2]) (Br. 87; 125). Er tadelt es an

[1]) Daraus folgt dann bei Schlegel (Br. 119) wie bei Lessing (Sämtl. Schr. XXX, 55) die Forderung an den Dichter, seinen Charakter zu kultivieren.

[2]) Vielleicht stellt Schlegel sich damit in bewußten Gegensatz zu Moritz'

Bürger, daß er die Kunst höher achte als die Natur; „ja selbst der große Goethe" sei „im Alter" (Goethe war 44 Jahre alt) zu dieser Selbstvergötterung herabgesunken und scheine „selbstgefällig seinem Genius zu lauschen". Schlegel meint, er erinnere sich dann wohl an Mozarts Musik, „die in jedem Laute Eitelkeit und weichliche Verderbtheit atmet" (Br. 125).

Der unreife Fr. Schlegel, der sich dem Dichter und Kunstrichter Lessing durchaus überlegen fühlt, verlangt eben die erziehliche Einwirkung der Kunst in viel subjektiverer Weise als Lessing. Deshalb lag in dieser Übereinstimmung schon der Keim der Verschiedenheit. Lessing wie Schlegel beziehen das Kunstwerk auf eine bestimmte Wirkung. Aber während Lessing dabei an die Bedürfnisse der menschlichen Natur im allgemeinen denkt, bestimmt Schlegel den Wert des Kunstwerks hauptsächlich darnach, ob es, wie die Moral und wie das Studium außerordentlicher Männer, ihm Mittel zur Selbsterziehung sein könne. Er bezieht das Kunstwerk auf seine eigenen geistigen Bedürfnisse (Br. 16). Die Kunst ist ihm nicht nur allgemein, sondern persönlich notwendig. Es sei zwar zuerst die Neigung gewesen, welche ihn angetrieben habe, die Kunst da zu erforschen, wo sie einheimisch ist; daß er aber im Entwurfe seines Lebens mit ihr den Anfang mache, liege so tief in seinem Wesen begründet, daß nur er vielleicht den Grund davon einsehen könne (Br. 165). Das Idealschöne der Künste soll tätig in ihm wirken; die Kunst gehört zu den Dingen, „welche dem Herzen frische Lebenswärme geben", das durch die Philosophie verengt werden kann (Br. 11). In ihr wird die irrationale Welterfassung zum Ausdruck gebracht, daher war sie Schlegel als Gegengewicht gegen seinen Intellektualismus notwendig.[1]) Dadurch, daß Schlegel noch mehr als Lessing das Theater zur Kanzel machen wollte, und überdies zur Kanzel, von der ihm selber gepredigt würde, gewann die Kunst eine ungleich größere Bedeutung für ihn, als sie für Lessing hatte. Lessing setzte den Endzweck der Künste teils in das Vergnügen, teils in die Absicht der moralischen Besserung; beides jedoch erschien ihm als ein Minderes gegenüber moralischer Unterweisung. Die

---

Ansicht, das Schöne sei etwas, das bloß um seiner selbst willen hervorgebracht ist, damit es etwas in sich Vollendetes sei (Dtsch. Lit. Denkm. 31, XVI). Heydenreich hatte in seiner Ästhetik, die Schlegel zweimal gelesen hatte, sich dagegen gewendet (137 f).

[1]) Vgl. M. II, 327.

Kunst war ihm entbehrlich, die Wissenschaft nicht (W. IX, 13). Für Schlegel hingegen ist die Kunst die „heilige", und er sucht in ihr Mitteilung desjenigen ausschließlich, was eigentlich für jeden Menschen höchster Zweck des Lebens ist (Br. 236). „Die höchste Tätigkeit, Vollkommenheit und Harmonie aller unsrer Kräfte, innigster Genuß unsres eigensten Selbst, Erhebung, Seligkeit selbst kann die Wirkung eines Kunstwerks sein" (Br. 87). Diese Wirkung kann das Kunstwerk auf Schlegel ausüben, wenn er in ihm anschauend die Harmonie genießt, nach der er im Leben ringt. Die Poesie ist ihm Organ der Weltanschauung, und seine kunsttheoretischen Ansichten sind durchaus von seinen ethischen beeinflußt. Der Maßstab, den er an die Menschen anlegt, gilt ihm auch für einzelne menschliche Werke. Mannigfaltigkeit, Einheit, Allheit, die nichts anderes sind als ebenso viele Arten, wie der reine Mensch in der Welt zum wirklichen Dasein gelangt, sind auch die Bestandteile der Schönheit, verschiedene Berührungspunkte des Gemüts mit der Natur (M. I, 135); der Drang unendlicher Lebensfülle soll im Kunstwerk so zum Ausdruck kommen, daß in ihm, wie im Menschen, „lebendigster Zusammenhang" ist: „Natureinheit"[1]) (Br. 111). Das Kunstwerk soll eine Individualität sein, in der eine bestimmte dichterische Vision das Lebenszentrum bildet. Zur menschlichen Lebenskraft, die in einem Gedicht zum Ausdruck kommt, gehört aber auch Sittlichkeit, d. h. die Richtung aller Teile auf das höchste Ziel (Br. 125). Nur, wenn in der poetischen Anschauung, welche das „Herz" des Werkes bildet, zugleich das tiefste menschliche Erlebnis des Dichters, die Erfassung des Unendlichen durch das Gemüt gegeben, wenn das Kunstwerk Trägerin des Enthusiasmus ist, wenn es uns — mit einem Zitat aus Klopstock — mächtig daran erinnert, daß wir unsterblich sind, verdiene es „das ernste Lob derer", „die über Wert und Unwert allein gültige Richter sind" (Br. 87).

Bei diesen Anschauungen konnte Schlegel nur die höhere Poesie seiner Beachtung für wert halten. Hiermit befand er sich

[1]) „Zu Einem muß alles hinwirken, und aus diesem Einem jedes Andren Dasein, Stelle und Bedeutung notwendig folgen" (Br. 86). Im Hamlet bilde die Natureinheit die Stimmung des Helden, die ihm ganz eigentümliche Ansicht von der Bestimmung des Menschen; im Götz von Berlichingen der deutsche Rittergeist, sein letztes Aufstreben, ehe er erlischt (Br. 86).

von vornherein im Gegensatz zu Lessing, dem, wie Dorothea später einmal sagt, „nichts zu schlecht" war für seine Kritik (Raich D. I, 123), der nur zwischen guten und schlechten Kunstwerken unterscheidet und von der höheren Poesie nicht mehr verlangt, als was auch die bloß angenehme erfüllen muß, wenn sie nicht nur versifizierte Prosa sein will.[1])

Für Schlegels Beurteilung des Dichters Lessing konnten, was damals noch nicht so selbstverständlich war wie heute, nur die Werke in Betracht kommen, in denen er den großen Gehalt fand, den er vom Kunstwerk verlangte. Von diesen wieder bezeichnet er später als eigentliches Hauptwerk, wenn es darauf ankäme zu bestimmen, was Lessing in der poetischen Kunst gewesen sei, Emilia Galotti (M. II, 156). Er wird denn auch an dies Drama denken, wenn er in den Briefen an August Wilhelm von Lessings „Kälte" und „kalter geistloser Korrektheit" spricht und zu verstehen gibt, daß er ihn, wie Engel, nur für einen feinen Beobachter hält; nicht für einen Dichter also. Ein Dichter ist für ihn nur der, dessen Geist eins ist mit der Natur. Der Dichter wirkt nicht aus sich und seinen Begriffen, sondern hört den „leisen Gang der Natur in der Zeit" und schmiegt sich dem Wirklichen an. Weil Einsicht in den Geist der Welt sein angeborenes Wesen ist, bildet er den Stoff wahr (Br. 59; 87). Shakespeare nennt Schlegel den wahrsten unter allen Dichtern; am meisten sei er es in Hamlet, wo Geist und Hülle ganz eins seien und alles Äußere wie aus dem Geiste hervorgekeimt scheine (Br. 96). Schiller sei „abgerissen und unnatürlich", seine Erfindungen „eckicht wie die Taten eines großen Jünglings". Bei Goethe, meint er während einer vorübergehenden Verstimmung, sei die Einsicht in den Geist der Welt nicht angeborenes Wesen, sondern „Absicht, peinlich gelernte Wissenschaft" (Br. 59). Darin überträfe ihn selbst Klopstock, der sehr glücklich auf die zarte Stimme in seinem Innern gelauscht habe. Schlegel verteidigt nicht nur Klopstocks persönliche, sondern auch seine Dichtergröße mit Heftigkeit gegen den Bruder: Hermanns Tod und viele der Oden seien vollendete Kunstwerke.[2]) Wenn schon der Gesang und die Me-

[1]) Der ganze Unterschied der Auffassungen zeigt sich schon darin, daß Lessing unter der „höheren Poesie" die dramatische versteht.

[2]) Schlegel steht ähnlich zu Klopstocks Werken, wie Herder, der in seiner Rezension der Oden — mit mehreren Anspielungen auf Lessings Bemerkungen

lodie der Silbenmaße in den Oden, die, wie Herder sagt, den sanglosesten Leser und Deklamator von der Erde heben müssen (A. D. Bibl. XIX, 117), dem späteren Romantiker fast unübertrefflich schien (Br. 87), so wurde sein Urteil über Klopstock doch wohl noch mehr durch den Umstand bestimmt, daß in den Oden, um weiter Herders Worte zu gebrauchen, alles „Werkzeug der Seele" wird, die eine gewisse Farbe der Komposition, eine Stärke oder Schwäche, Fluß oder Strom auch bis ins Silbenmaß überträgt (A. D. Bibl. XIX, 116).

Der Horizont des feinen Beobachters ist im Vergleich zu dem des Dichters ein beschränkter, weil, wie Moritz sagt, seine Organisation nicht auf einmal „in der dunklen Ahnung ihrer tätigen Kraft ein Ganzes" faßt (Dtsch. Lit. Denk. XXXI, 18), er daher aus sich und seinen Begriffen wirken muß und den Eindruck der Kälte erweckt. Schlegel nennt also Lessing kalt, weil er bei ihm das eigentliche Charakteristikum des Dichters: „die Ähnlichkeit mit der Natur" vermißt, das „Sein in den Dingen", in dem auch Schleiermacher das eigentliche Merkmal des Dichters sah (Rel. 66). Er nennt Lessing „geistlos", weil er in ihm nicht den schöpferischen Geist sieht, der unabhängig ist von den vorhandenen Vorbildern und sich nicht auf die Mittel der Schule beschränkt. Kant, von dem Schlegel vielfach abhängig ist, nennt Geist in ästhetischer Bedeutung das „belebende Prinzip im Gemüt"[1]) (Kr. d. U. 181). „Mit vollkommener Gesetzmäßigkeit muß ein Gedicht auch die höchste Kraft vereinigen" (M. I, 136). Schlegel nennt Lessing korrekt, findet bei ihm also nur die Gesetzmäßigkeit, nicht den „Drang unendlicher Lebensfülle" und hält sein Wesen daher nicht für das

---

über sie in den Literaturbriefen (A. D. Bibl. XIX. 115; 116; 123) — gerade das Ursprüngliche und „Eingegeistete" an ihnen hervorgehoben hatte; daß auf jeder eigene Farbe und Ton des Ausdrucks ruhe, über jeder ein anderer Duft, ein anderer Geist der Art und Leidenschaft schwebe, weil des Dichters Seele immer gewirkt habe, wie sie sich fühlte, so daß die Oden als Naturprodukte gewachsen seien (112 f; 114).

[1]) An derselben Stelle definiert Kant den Geist in der Kunst auch als das Talent, das schnell vorübergehende Spiel der Einbildungskraft aufzufassen und zu einem Begriff zu vereinigen, der zugleich eine neue Regel eröffnet, die aus keinen vorhergehenden Prinzipien oder Beispielen hat gefolgert werden können. Man sage daher von gewissen Produkten, sie seien ohne Geist, obgleich man, was den Geschmack betrifft, an ihnen nichts zu tadeln finde (Kr. d. U. 181; 186).

Wesen des Dichters, das er als „Harmonie innerer Fülle" bezeichnet[1]) (Br. 155).

An die kritischen Werke Lessings, insbesondere an den Laokoon, ging Schlegel, wie er im Aufsatz erzählt, mit einem „günstigen Vorurteil" heran (M. II, 151). Dies ist jedenfalls auf den Einfluß August Wilhelms zurückzuführen. Garve schätzte Friedrich Schlegel zu niedrig ein, als daß man annehmen dürfte, seine Laokoonrezension in der Bibl. d. schön. Wissenschaften könne Schlegel beeinflußt haben. Auch an Herders erstes kritisches Wäldchen, in dem Lessing und Winckelmann einander gegenübergestellt sind, darf man wohl nicht denken. Bei dieser Gegenüberstellung fällt doch, so sehr Herder sich bemüht, gerecht zu sein, das hellste Licht auf Winckelmann. Sie konnte daher kaum bei einem Verehrer Winckelmanns ein günstiges Vorurteil für Lessing wecken.

Schlegel ruft schon 1791 in der Rezension von Bürgers Akademie die Autorität des Kritikers Lessing an. Doch ist diese Erwähnung ganz konventionell.[2]) Schlegel scheint damals nicht mehr als eine ganz oberflächliche Kenntnis der kritischen Schriften Lessings gehabt und erst 1793, auf Veranlassung August Wilhelms, sie einigermaßen gründlich gelesen zu haben. Wenn er ausdrücklich sein Urteil dem des Bruders gegenüberstellt, so läßt das darauf schließen, daß die Brüder sich über den Kritiker Lessing während ihres früheren Beisammenseins nicht ausgesprochen hatten.

Schlegel findet, als er 1793 Lessings kritische Schriften liest, wenig mehr als den Scharfsinn und die Eleganz Engels darin. Daß er Lessing ein wenig höher stellt als Engel, ist nur ein geringer Fortschritt gegen früher; aber immerhin ein Fortschritt, der vermuten läßt, daß Schlegel die früheren Urteile über Lessing nur aus der Erinnerung heraus und ganz unter dem ungünstigen Eindruck des Vorurteils gegen den Aufklärer gefällt hat. Das günstige Vor-

[1]) Auch Jacobi, dessen „Allwill" er „göttlich" findet, weil .,das Gefühl unsrer göttlichen, höheren Natur" diesen Roman ganz durchdringe, das Ideal seine Seele und sein einziger Inhalt die Vernunft sei, wagt Schlegel nicht einen großen Dichter zu nennen (Br. 49; 126; 150).

[2]) „Über die Poetik des Aristoteles so schnöde abzusprechen, als der Verf. getan hat, ist wahre Vermessenheit. Die Urteile eines Lessing, Herder etc. hätten ihn wenigstens zu gemäßigteren Ausdrücken veranlassen sollen "(A. Lit. Ztg. Jena No. 107, Sp. 171). Die Verteidigung des Aristoteles lag Fr. Schl. damals durchaus nicht am Herzen.

urteil, mit dem er an den Kritiker Lessing heranging, wird sich nur auf das rein Stoffliche bezogen haben. Darauf deutet schon der Ausdruck Schlegels, er habe bei Lessing nichts gefunden. Schlegel erzählt im Aufsatz aber auch selber, daß damals sein Lesen interessiert und noch nicht Studium war, d. h. „uninteressierte, freie, durch kein bestimmtes Bedürfnis, durch keinen bestimmten Zweck beschränkte Betrachtung und Untersuchung"; daß er noch am Stoff geklebt habe (M. II, 150; 151). Er hatte gegen Ende 1793 den Entschluß gefaßt, die von Herder angeregte und ursprünglich von August Wilhelm geplante Geschichte der griechischen Poesie nach dem Muster der Winckelmannschen zu schreiben (Br. 28; 157; vgl. auch Br. 14), und hatte sich daher mit einer „gefräßigen Wißbegier" auf das Studium geworfen (Luc. 39). Ihm mußte also daran liegen, auf möglichst geradem Wege zu den Kenntnissen zu gelangen, die ihm nötig waren, und für die Probleme, die ihn beschäftigten, eine Lösung zu finden. So mag er zu denen gehört haben, die die Dramaturgie in der „illiberalen Absicht" lesen, „die Reguln der dramatischen Dichtkunst aus ihr zu erfahren, oder durch dieses Medium über die Poetik des Aristoteles Gewißheit zu erhalten und ins Reine zu kommen" (M. II, 150). Weil er so noch nicht fest und selbständig genug war, um sein Augenmerk auf das Ganze zu richten und sich mehr für Lessing und für den Geist seiner Behandlung zu interessieren als für die behandelten Gegenstände, war er nicht imstande, den Geist des Autors zu ergreifen (M. II, 150; 151). Diese Erklärung gibt Schlegel im Aufsatz für die ihm selber später wohl unglaublich erscheinende Verkennung der geistigen Größe Lessings.

Er fand bei dem Kritiker Lessing nicht die Belehrung, die er suchte. Nur einzelne Stellen im Laokoon machten auf ihn Eindruck. Für „einzelne Bereicherungen" aber war er, so erklärt er weiter, nicht empfänglich, „so lange der Grund fehlte" (M. II, 150). Er schreibt 1793 dem Bruder: „Wenn einmal von Arbeiten die Rede ist, so halte ich die von Heydenreich für eine der brauchbarsten" (Br. 153). Da Heydenreichs Ästhetik (Berlin 1790) im Ganzen ihn unbefriedigt gelassen hatte (Br. 7), kann er sie nicht deshalb Lessings kritischen Arbeiten vorziehen, weil Heydenreich eine in sich geschlossene und übersichtlich dargestellte Theorie gebracht hatte. Es müssen vielmehr bei Heydenreich dennoch die

einzelnen Bereicherungen sein, um deretwillen seine Arbeit ihm am brauchbarsten erschien.[1]) Schlegel war für die einzelnen Bereicherungen, die ihm Heydenreich gab, empfänglich, für die von Lessing nicht, weil eben Heydenreichs Bemerkungen ihm etwas Neues waren, während das Wertvollste, was Lessing gegeben hatte, bereits Gemeingut geworden war. Es machte daher auf die junge Generation keinen Eindruck mehr, die Lessings kritische Bedeutung noch nicht historisch beurteilte, sondern ihn nur, wie einen der Lebenden, nach dem schätzte, was er für die Gegenwart unmittelbar sein konnte. Heydenreich knüpft außerdem an Kantische Ideen an, und da Kant der erste Philosoph gewesen war, den Schlegel etwas verstanden hatte und von dem er noch viel zu lernen hoffte, fügte sich das, was Heydenreich ihm an Einzelheiten geben konnte, leichter dem Ganzen seiner Welt- und Kunstanschauung an und wurde durch ihre Beziehung darauf ihm nützlich, abgesehen von dem Wert oder Unwert, den es an sich haben mochte.

Trotzdem wendet Friedrich Schlegel für Heydenreichs Ästhetik, ebenso wie für Engels und Lessings Schriften, mit Nachdruck das Wort „Arbeiten" an. Er stellt damit diese drei von vorneherein in Gegensatz zu den andern Kritikern (nach Schlegels Sprachgebrauch auch Ästhetikern), bei welchen er mehr und Wertvolleres findet als nur Lernstoff. Diese sind Herder, Klopstock, Kant und Schiller. Auch Winckelmann gehört zu ihnen, trotzdem Schlegel ihn an dieser Stelle nicht nennt.

Heydenreichs Ästhetik hatte Schlegel deshalb unbefriedigt gelassen, weil H. sich darin „weder als Philosoph noch als wahrer amatore" gezeigt habe (Br. 13). Bei Kant dagegen findet Schlegel etwas, was er „kritisches Genie" nennen möchte (Br. 153), und er erkennt unter der nachlässigen steifen Hülle der Kantischen Form das Göttliche, das sie einschließt, trotzdem er an dem Dasein einer „Kritik der Urteilskraft" zweifelt und fragt, was denn der Künstler, und auch der, der ihn beurteilt, damit solle. Denn nur dem Denker könne ihre vollendete Beurteilung vielleicht unentbehrlich sein (Br. 123; 124). Systematische Ordnung und Entwick-

[1]) Manches in der 1. und 5. Betrachtung besonders, so das, was über die größeren Wirkungen der Kunstwerke bei den Alten, und was über die Aufgabe des Silbenmaßes und den Zusammenhang zwischen Tönen und Empfindungen gesagt wird, hat Schlegel zweifellos zu eigenen Betrachtungen angeregt.

lung der ersten Gründe hebt Schlegel auch bei Garve als Vorzüge hervor, und eben das Systematische in seinem Sinne, nämlich nicht „Bestimmtheit des Erklärens und Genauigkeit der wissenschaftlichen Bezeichnung", sondern „Vollständigkeit der Einsicht, innere Vollendung" (Br. 126) hat der Kunsttheoretiker Kant in ebenso hohem Maße wie das im höchsten Sinne Philosophische ästhetischer Kritik, die Unterordnung des Einzelnen unter die universale Ordnung und das Zurückgehen auf die Gründe alles ästhetischen Verhaltens überhaupt.

Den Laokoon las Schlegel, wie er später eingesteht, „mit der törichten Hoffnung", „hier die bare und blanke und felsenfeste Wissenschaft über die ersten und letzten Gründe der bildenden Kunst und ihr Verhältnis zur Poesie zu finden", welche er „begehrte und verlangte". Weil er diese nicht fand, legte er das Buch ganz unbefriedigt und daher ganz mißvergnügt aus der Hand (M. II, 150). Bei Lessing fand Schlegel nicht organische, aus dem Ganzen und auf das Ganze gehende allgemeine Kunstbetrachtung, sondern zufällige, vereinzelte Kritik, und da Lessings fragmentarische Art ihn damals auch die allgemeinen Grundwahrheiten mochte übersehen lassen, zu denen Lessing sich von jedem zufälligen Ausgangspunkt aus zu erheben weiß, sah er nur Scharfsinn bei ihm, nicht aber philosophischen Geist.

Der philosophische Geist fehlt auch Herder; aber an ihm rühmt Schlegel den „feinen und zarten Sinn" (Br. 3), den großen Geschmack, der ihm freilich, ebenso wie der von Moritz, nur errungen zu sein scheint (Br. 53), aber worin doch Herder Lessing übertrifft.[1]) Mehr Bedeutung für Schlegel hat Winckelmann. Bei ihm findet er sowohl das Bestreben, durch seine Kunstgeschichte die Einsicht in das Wesen der Kunst zu vermitteln,[2]) als auch das Entzücken des Liebhabers gegenüber dem behandelten Gegenstand.

Zwischen Winckelmann und Lessing besteht ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Plato und Aristoteles. Auch zwischen den beiden griechischen Philosophen entschied Schlegel sich nicht für das „ganz besonnene, nach eigner Willkür und Kunst geleitete Nachdenken" des Aristoteles und seine „Feinheit und Eleganz", sondern für die „oft dithyrambisch kühn", wie „durch göttliche

[1]) Über die in Herder eigentlich erst erscheinende wahrhaft historische Kritik spricht Schlegel sich in dieser Zeit noch nicht aus. — [2]) Gesch. d. Kunst I, § 2.

Eingebung“ und „in dichterischer Ahnung“ mitgeteilte Lehre Platos, für seine Liebe des Schönen und seine göttliche Begeisterung (W. I, 58; 60; 100). Im „Studium“ schreibt Schlegel: „Wie sehr man die Grenzen der poetischen Sphäre zu verkennen pflege, können auch die Anmaßungen der Korrektheit bestätigen. Wenn der kritische Anatom die schöne Organisation eines Kunstwerks erst zerstört, in elementarische Masse analysiert und mit dieser dann mancherlei physische Versuche anstellt, aus denen er stolze Resultate zieht: so täuscht er sich selbst auf eine sehr handgreifliche Weise ... Es gibt kein Gedicht, aus welchem man auf diese Art nicht innre Widersprüche herausrechnen könnte... Ältere französische und engländische Kritiker vorzüglich haben ihren Scharfsinn auf solche verkehrte Spitzfindigkeiten häufig verschwendet, und ich weiß nicht, ob sich im Lessing nicht noch hie und da Erinnerungen an jene Manier finden sollten“ (M. I, 156 f.). Von Winckelmann dagegen sagt Schlegel später: „Der erste unter uns, der die intellektuelle Anschauung der Moral gehabt, und das Urbild vollendeter Menschheit in den Gestalten der Kunst und des Altertums erkannte und gottbegeistert verkündete, war der heilige Winckelmann“ (M. II, 300).

Zwischen Lessing und Winckelmann fand Schlegel den Gegensatz des kühlen Betrachters, der wie mit dem Messer des Anatomen die Schönheit zerlegt, die ihm in der bildenden Kunst nichts ist als Formenschönheit, und des sich in anschauender Begeisterung einer Schönheit Hingebenden, die für ihn göttlichen Ursprungs ist und in die er ethische Werte hineinträgt. Während sich für Winckelmann in der Einfalt des Contours die mystische Einheit Gottes offenbarte (Justi III, 238), während er in großartiger Ruhe über jeder Polemik steht, weil er ganz erfüllt ist von dem Wert dessen, was er verkündet, ist es Lessing weniger um die Kunstwerke selber zu tun, als um die Theorien, die er daran knüpft (a. a. O. 239); so daß eine polemische Stimmung sich von selbst ergibt. Schlegel aber hatte damals einen Widerwillen gegen „die ästhetische Schimpferei“ (Br. 12). Er tadelt einmal den Bruder wegen seiner zunehmenden Kälte gegen das Wenige, was er bewunderte, und mißbilligt den Tadel und die Verachtung gegen das, was er sonst empfand und worüber er sich sonst freute. Ernstlich fürchtet er, besonders, da er bei ihm eine fast allzustrenge Sorgfalt in der

Entwicklung seiner Gedanken wahrnimmt, „eine gewisse unzufriedene Kälte“ möchte bei ihm herrschend werden (Br. 146). Diese „unzufriedene Kälte“, das Vorwalten des logischen Denkens, mochte Schlegel auch an dem Kritiker Lessing unsympathisch sein, bei dem er im Gegensatz zu Winckelmanns anschauender Begeisterung den „Tadel des Einzelnen oder der unvollkommenen verfehlten Hervorbringungen“ fand, wie er es später ausdrückt (W. II, 206).

Die Begeisterung des „wahren amatore“, wie sie Winckelmann der bildenden Kunst der Griechen gegenüber zeigt, hatte Klopstock für die Poesie. Sie hängt bei ihm, wie bei Winckelmann, zusammen mit der hohen Auffassung vom Wesen und von den Aufgaben der Kunst. Wenn schon, hatte Klopstock ganz im Sinne Schlegels gesagt, durch die bloß angenehme Poesie die ganze Seele in Bewegung gesetzt werden soll, so muß der Dichter eines hohen, poetischen Kunstwerks uns über unsere kurzsichtige Art zu denken erheben und uns dem Strome entreißen, mit dem wir fortgezogen werden (W. XVI, 36; 91). Auch Klopstock hält, in Übereinstimmung mit Schlegel und im Gegensatz zu Lessing, im Grunde nur die höhere Poesie seiner Beachtung wert. Wenn überdies Lessing in der Dichtung vor allem das objektive Moment beachtete, den Gegenstand, durch den die Empfindung des Dichters angeregt wurde, und daher vor allem dessen deutliche Wiedergabe verlangte, so war für Klopstock im Gegenteil das subjektive Moment, das Medium der dichterischen Empfindung, durch welche die Anschauung zur poetischen geworden war, wichtiger als die Anschauung selbst. Daher betont Klopstock nicht nur sehr stark die Aufgabe der Poesie, auf das Herz zu wirken, sondern Friedrich Schlegel konnte auch bei ihm eine Beachtung des Stimmungsgehalts der Poesie finden, die bei Lessing fehlt. So wenn Klopstock sagt, in einem guten Gedicht wandle das Wortlose umher, wie in Homers Schlachten die nur von Wenigen gesehenen Götter (W. XVI, 11). In dem, was Klopstock über die Erregung einer besonderen Stimmung durch die Wahl des Rhythmus sagt, zeigt sich überdies sein musikalischer Sinn, der ihm ebenfalls für Schlegel einen Vorzug vor Lessing geben mußte.[1]) Klopstocks musikalisches Feingefühl ist auch in seinen

[1]) Wenngleich Friedrich den Bruder um Belehrung über Prosodie und Verskunst bittet, weil er weder bei Moritz noch bei Klopstock sie gefunden zu haben scheint, so ist doch wohl seine „sehr starke Vorliebe“ für die griechischen Vers-

Grammatischen Gesprächen, trotz mancher Irrtümer, unverkennbar. Sie scheinen Schlegel in ihrer Art das Höchste zu sein; er findet sie vollendet schön gesagt und fast unumstößlich wahr (Br. 132). Schlegels Bewunderung für die Grammatischen Gespräche ist ein Beweis mehr dafür, wie sehr sein Ausspruch: in Klopstocks Fragmenten und Gesprächen finde er kritisches Genie, wenn auch weniger Geschmack als bei Herder, eben durch das veranlaßt wurde, was in Klopstocks Ästhetik das lyrisch-musikalische Genie gab, das Lessing so vollständig fehlte.

Kritisches Genie, ebenfalls bei weniger Geschmack, erkennt Schlegel auch in Schillers ästhetischen Abhandlungen. Kurz vorher hatte er über Schillers ästhetische Schriften sehr abfällig geurteilt (Br. 132); er hatte in der Abhandlung „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" allerdings viel Vortreffliches, Kant aber doch nur von der rationalen Seite aufgefaßt und die ganze Schrift einseitig gefunden (Br. 39). „Anmut und Würde" schien ihm „ein Erzeugnis des Verstandes allein" zu sein, und er meinte, niemand könnte strenger darüber urteilen als er. Es scheint also, daß Schillers 1793 im 3. Band der „Neuen Thalia" erschienene Abhandlung „Vom Erhabenen" eine Meinungsänderung bei Schlegel hervorgerufen hat. Gerade in diesem Aufsatz vereint sich Schillers poetische, speziell dramatische Begabung mit seiner philosophischen zu etwas, was wohl als Ergänzung zu Kants rein philosophischem Genie einerseits, zu Klopstocks rein poetischem, insbesondere lyrischem, anderseits gelten kann, und was den „sehr großen Zwischenraum" ausfüllt zwischen dem „Felde, was Kant und Klopstock bearbeitet haben" (Br. 153). Desto mehr mußte Schlegel von dieser Abhandlung sich angezogen fühlen, weil er hier vielfach eine Übereinstimmung mit seinen eigenen ästhetischen Ansichten finden konnte; so in der hohen Auffassung der Kunst, als deren letzten Zweck Schiller die Darstellung des Übersinnlichen ansieht (W. X, 150), woraus das Außerachtlassen der bloß angenehmen Poesie sich selbst ergab. Die Einwirkung der Dichtkunst auf den Charakter, auf das Total der menschlichen Natur, hatte auch Schle-

---

arten und der Vorzug, den er dem alten Jambus vor dem neuen gibt — womit er sich in Gegensatz zu August Wilhelm stellt, der auf Seiten Bürgers war — (Br. 153; 171), wie manches andere in seinen ästhetischen Ansichten, auf Klopstocks Einfluß zurückzuführen.

gel betont, und wenn Schiller sagt, die Poesie könne für den Menschen werden, was für den Helden die Liebe ist, sie könne ihn zu allem, was er sein soll, mit Stärke ausrüsten (a. a. O. 175), so war das aus Schlegels Seele gesprochen. In seinem Sinne war es, wenn Schiller in seiner Auffassung der Laokoongruppe nicht Lessing folgte, sondern Winckelmann zitierte, wenn er in ihr die Darstellung eines übersinnlichen Prinzips sah (a. a. O. 160ff). Durch die Beziehung auf die übersinnliche Natur des Menschen, die klarer und tiefer als in den früheren Aufsätzen begründete Erweiterung der von Lessing und Mendelssohn aufgestellten Theorie des tragischen Mitleids (vgl. Strich 252), durch die Rollen, die der Stimmung und Phantasie zugeteilt werden (W. X, 143ff.), gab Schillers Abhandlung etwas, was Schlegel bei Lessing nicht fand.

Der Vergleich zwischen Kant, Herder, Winckelmann, Klopstock und Schiller einerseits und Lessing anderseits lehrt, daß Schlegel Lessing deshalb nicht für einen großen Kritiker hielt, weil Lessing die Kunstlehre nicht aus den höchsten Prinzipien des Denkens ableitet, und weil bei seiner Kunstbetrachtung das logische Denken vorwaltet, so daß es ihm sowohl an Sinn fehlt für das mystische Element der Kunst, als auch für die musikalischen und Stimmungs-Werte der Poesie.

Bei der Subjektivität von Schlegels Bewertung und bei der Individualität von Lessings Werken mußte, da der Kritiker ihn enttäuschte, erst sein Sinn für Lessings Persönlichkeit erwachen, ehe er Verständnis haben konnte für Lessings Geist.

II.

1794—97.

Da an Schlegels Verkennung von Lessings Persönlichkeit sowohl das Vorurteil schuld war, das er dem Heros der Aufklärer entgegenbrachte, als auch ein Mangel an innerer Reife und Selbständigkeit, der ihn an die Menschen mit einem ganz willkürlichen, subjektiven Maßstab herangehen ließ, konnte eine Änderung in seinem Verhältnis zu Lessing nur dann eintreten, wenn Lessings Bild für ihn in eine günstigere Beleuchtung gerückt wurde, und wenn er selber einen anderen Standpunkt der Betrachtung ihm gegenüber gewann. Dazu, daß letztere Bedingung erfüllt wurde, trug vor allem bei Schlegels persönlicher Verkehr mit Karoline und der Einfluß von Fichtes Schriften.

Bei Karoline, der Frau, „die seinen Geist zum erstenmale ganz und in der Mitte traf" (Luc. 53), findet er eine reiche kühne Mischung der verschiedensten Eigenheiten, die doch nicht verworren war; denn ein Geist beseelte das Ganze, „ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe" (Luc. 55). Bei Karoline sieht er, daß Harmonie in der Seele des Menschen sein kann, auch wenn in seinem äußeren Leben nicht die Konzentration aller Kräfte auf ein großes Ziel davon zeugt, daß sein Denken und Tun durchdrungen ist von dem Gefühl des Unendlichen. Aber auch einen neuen Sinn für Liebe bekam Friedrich durch Karoline. Von ihr, die für alles Sinn hatte und auch das Geringste mit Liebe umfaßte, lernte er, daß Liebe nichts anderes ist als „die reine Güte eines vollendeten Gemüts". Gewiß dachte er an Karoline, als er in seinem Aufsatz „Über die Diotima" so die Liebe erklärte, die der platonische Sokrates bekenne von der griechischen Seherin gelernt zu haben (M. I, 46). Er sah ein, wie sehr ihm selber „die Seele der Seele", der Sinn für Liebe, fehle (Br. 108), und hörte auf, ausschließlich dem Kultus des eigenen Ich und metaphysischen Spekulationen sich zu überlassen. Ein deutliches Beispiel dafür, wie stark Karolinens Einfluß in dieser Hinsicht war, ist Friedrichs plötzlich erwachtes Interesse für die französische Revo-

lution, für die Karoline mit Hintansetzung ihrer eigenen Person eingetreten war, und die ihn selber 1791 nur mittelbar, nämlich als „Vehikel des Gesprächs mit sehr vielen Leuten", interessiert hatte (Br. 17). Im August 1793 lernt er Karoline kennen; im Oktober schreibt er an August Wilhelm, es sei seit einigen Monaten seine liebste Erholung geworden, dem „mächtigen rätselhaften Hange der Zeitbegebenheiten zu folgen" (Br. 128). Bald teilt er leidenschaftlich Kants Begeisterung und nennt Rehberg, der in seiner „Untersuchung über die französische Revolution" die von der Nationalversammlung geschaffene Verfassung in vielen Punkten für unzweckmäßig erklärt hatte, einen eitlen kleinen Vernünftler (Br. 128). Dieser neuerwachte Sinn für die realen Vorgänge seiner Zeit rettete Schlegel vor dem Hang zur Sentimentalität, den man in den Leipziger Jahren an ihm wahrnimmt, so sehr, daß Schleiermacher später an Henriette Herz schreiben kann: „Was dich aber so ganz besonders an ihm stört, das ist der Mangel an Sentimentalität" (Dilthey I, 352). Durch diese Änderung aber wurde in ihm ein ganz neues Verständnis vorbereitet für den so durchaus unsentimentalen Lessing und sein praktisches Verhalten zur Wirklichkeit.

Karoline ist aber noch in einer anderen Hinsicht wichtig als Vermittlerin zwischen Schlegel und Lessing. „Die Vergötterung seiner erhabenen Freundin" wurde für Schlegels Geist „ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt". Ihr erster Anblick heilte und vernichtete seine Weltverachtung, die Agonie von hoffnungsloser Wehmut, der er sich in den Jahren innerer Gährung immer wieder hingegeben hatte. Alle Zweifel schwanden ihm. In diesem wirklichen Gute fühlte er den Wert des Lebens und ahnte die Allmacht des Willens. Er ließ sich nicht mehr in müßige Verzweiflung sinken, sondern folgte der weckenden Stimme der heiligen Pflicht (Luc. 43; 52; 56). Er konnte es, weil er nicht mehr Unmögliches wollte; denn Karoline, deren Liebhaberei „die schöne Mitte" war (Br. 408), hatte ihn gelehrt, daß Maß der „Gipfel der Lebenskunst" ist. Er lernte nach seiner unabänderlichen Natur leben.

Der Schluß seines Aufsatzes „Über die Grenzen des Schönen" ist eine begeisterte Danksagung an Karoline (M. I. 27). In Dresden, wohin er Anfang 1794 übersiedelte, begann für ihn die fruchtbarste Zeit seines Lebens, und da es ihm endlich gelungen war, dem Mißverhältnis zwischen Kraft und Tätigkeit ein vorläufiges Ende zu

machen, ging aus der Verzweiflung, deren Raub er in Leipzig so oft geworden war, endlich Ruhe und Festigkeit hervor. Er wurde klar über sich und erhielt eine Ansicht vom Ganzen seines Ich. Eine ganz neue Selbstsicherheit ist in den Briefen aus Dresden an Schlegel zu bemerken. Jetzt braucht er die großen Schriftsteller nicht mehr als Mittel zur Selbsterziehung und ist vorbereitet, von einer höheren Warte, ohne persönliche Interessiertheit, Lessing zu betrachten.

In Dresden kam zu dem noch nachwirkenden Einfluß Karolinens der von Fichte hinzu. Schlegel sah in Fichte gleich nach der ersten Bekanntschaft mit seinen Schriften den „größten metaphysischen Denker", den „unsterblichen Grundleger" (Br. 235; 262). Dieser Eindruck erklärt sich zum Teil aus den mannigfachen Berührungspunkten zwischen der Weltanschauung Schlegels und Fichtes, zum Teil daraus, daß gerade jetzt eine Philosophie Schlegel entsprach, die der müßigen Spekulation entsagt und ins tätige Leben zurückkehrt. Auch Kant hatte von dem Gebiete der Spekulation auf das Gebiet des Handelns und der Tat verwiesen, die praktische der theoretischen Vernunft, den Willen dem Verstande vorgezogen. Wenn Fichte einen so viel stärkeren Einfluß auf Schlegel hatte, so lag das wohl mit daran, daß Kant sein Sittengesetz als ein bloßes Formalprinzip bezeichnet hatte und ihm jeden empirischen Beisatz und daher jeden bestimmten Antrieb zum Handeln entzogen hatte. Mehr aber wohl daran, daß Fichte in seinem „Beitrag zur Berichtigung des Publikums über die französische Revolution" und in seinen Vorlesungen „Über die Bestimmung des Gelehrten" mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit auf Schlegel wirkte. Schlegel schreibt im August 1795 gelegentlich einer Erwähnung dieser Schriften: „Vergleiche die hinreißende Beredsamkeit dieses Mannes... mit Schillers stilisierten Deklamationsübungen. Er ist ein solcher, nach dem Hamlet vergebens seufzte. Jeder Zug seines öffentlichen Lebens scheint zu sagen: dies ist ein Mann" (Br. 236). Schlegel sah in Fichte einen Menschen, der seinen Willen ganz in den Dienst der Idee gestellt hat, und die Bewunderung von Fichtes Persönlichkeit bewirkte Sympathie auch für seine schriftstellerische Eigenart. Durch Fichte wird Schlegels Sinn für Polemik geweckt; denn bei Fichte sah er, daß auch die polemische Stimmung aus Begeisterung, ja aus der höchsten Begeisterung hervorgehen kann. Hatte er bis dahin nur die Form „der Substanz und

Permanenz, Gediegenheit, Ruhe und Einheit" verstanden, wie er sie bei Winckelmann, Klopstock und Spinoza sah, so gewann er durch Fichte auch Verständnis für die, welche ihr diametraler Gegensatz ist, nämlich für „Tätigkeit, Agilität, rastlose Progression" (M. II, 462). Fichte aber, der die freien Denker liebte, die nicht erst fragen, was sie gewinnen werden, sondern sich auf einen eigentümlichen Weg einlassen, gesetzt auch, sie hätten zuletzt nichts weiter davon, als die Übung ihrer Kräfte (Fichtes Leb. II, 262); der auf Schulpforta verbotener Weise Lessings Streitschriften mit Goeze, trotzdem ihr Gegenstand gar kein Interesse für ihn hatte, so oft las, daß er sie stellenweise im Gedächtnis behielt, und der dadurch seine Geistesverwandtschaft mit Lessing an den Tag legte, weil nur ein verwandter Geist so gewaltig zünden kann (a. a. O. I, 23), mußte durch seine Darstellungsweise und seine Polemik, in der sich die Spur dieser Geistesverwandtschaft zeigt, bei Schlegel das Verständnis auch für Lessings Darstellung und Polemik vorbereiten. Daß Schlegel sich dessen bewußt war, deutet er selber an, wenn er im Lessing-Aufsatz davon spricht, wie ähnlich die Fichtesche Polemik der Lessingschen sei, „nicht etwa in etwas Zufälligem, im Kolorit oder Stil, sondern gerade in dem, was das Wichtigste ist, in den Hauptgrundsätzen, und in dem, was am meisten auffällt, in einzelnen schneidenden und harten Wendungen" (M. II, 147).

Ein besseres Verständnis für Lessing war so durch Karolinens und Fichtes Einfluß vorbereitet. Inzwischen, vom Sommer 1793 ab, war nun auch Lessings Briefwechsel[1]) und im Herbst desselben Jahres „Lessings Leben" von Karl Lessing erschienen; Schlegel hätte also Gelegenheit gehabt, Lessings Bild in richtigerer Beleuchtung zu sehen. Doch findet sich in den Briefen Friedrichs, der doch sonst dem Bruder über alle literarischen Neuerscheinungen berichtet, die irgend von Interesse waren, keine Andeutung, aus der man schließen könnte, daß er diese Veröffentlichungen beachtet habe. Überhaupt ist von Lessing vom Dezember 93 bis zum Ende des Dresdener Aufenthaltes in den Briefen nicht mehr die Rede. Nur über Lessings Jamben macht Friedrich eine Bemerkung; er will sie, im Gegensatz zu August Wilhelm, nicht als Erweis dafür gelten lassen, daß der

[1]) Nachdem schon 1789 erschienen war „Gelehrter Briefwechsel zwischen D. Joh. J. Reiske, Moses Mendelssohn u. G. E. Lessing", und „Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen G. E. Lessing und seiner Frau".

neue Jambus dem alten vorzuziehen sei (Br. 171). Es setzt daher in Verwunderung, wenn im Juli 96 Friedrich plötzlich von einem Aufsatz über Lessing spricht, den er Reichardt versprochen habe: „Ich kann nicht gut an ihn schreiben, bis ich den Lessing mitschicke, welches leicht noch ein acht Tage dauern könnte" (Br. 287). Friedrich setzt die Kenntnis seines Plans bei August Wilhelm voraus; da in den vorhergehenden Briefen von diesem Plan nicht die Rede ist, muß Friedrich dem Bruder davon gesprochen haben, als dieser im April 96 sich vorübergehend in Dresden aufhielt (vgl. Arch. f. Lit. Gesch. 15, 430 und Br. 271 Anm. 2). In diese Zeit muß auch die äußere Veranlassung zum Aufsatz fallen; denn man weiß, wie wenig zurückhaltend Schlegel damals mit Mitteilung von Plänen war. August Wilhelm hatte die Leipziger Messe besuchen wollen, Friedrich hatte ihm davon abgeraten (Br. 267); jedenfalls hatten beide Brüder das lebhafteste Interesse für die literarischen Neuerscheinungen. Unter diesen war Ostern 1796 die II. Auflage von Herders „Zerstreuten Blättern". Dort befand sich Herders im Herbst 1781 im „Teutschen Merkur" zuerst erschienener und 1785 auch in die Analekten zu Lessing von Heinzmann aufgenommener Aufsatz über Lessing. Allein schon der Umstand, daß diese bereits vor 15 Jahren „im ersten Schmerz um Lessings Verlust" (M. II, 141) geschriebene Arbeit, in der, wie Schlegel meinte, Herder Rücksichten genommen hatte, die vielleicht damals, jetzt aber nicht mehr nötig waren (L. II, 141), nun schon zum viertenmale abgedruckt wurde, konnte Schlegel anregen, mit seiner eigenen Meinung über Lessing hervorzutreten.

Man wird eine rein polemische Absicht als die ursprüngliche annehmen müssen. Rouge meint freilich, weil Schlegels Aufsatz für das revolutionäre „Deutschland" bestimmt gewesen sei, habe Schlegel von vorneherein als Revolutionär den korrekten Aufklärern gegenübergestellt werden sollen (Rouge 272). Doch kann man dies kaum als einen Beweis dafür gelten lassen, daß Schlegels Aufsatz gleich in dem Sinne geplant war, in dem er später ausgeführt wurde. Wenn schon eine revolutionäre Tendenz für einen in „Deutschland" veröffentlichten Artikel Bedingung war, so hätte diese ja auch darin gelegen, daß Schlegel Lessings zur Popularität gewordenen Ruhm schmälern wollte. Man könnte allerdings darauf hinweisen, daß Ostern 1796, zugleich mit Herders „Zerstreuten Blättern", der

11. Band von Nicolais Reisebeschreibung erschienen war, und daß Schlegel zu einer Gegenüberstellung von Lessing und den Aufklärern hätte veranlaßt werden können durch den Ärger über die väterlichen Ratschläge und das gönnerhafte Lob, das ihm selber gespendet,[1]) und über die unverständige Weise, in der über Fichte polemisiert wird (235 ff; 21 ff; 217 ff; 223 ff.). Dadurch und durch die wenigen und nichtssagenden Äußerungen Nicolais über Lessing in diesem Bande (179 ff; 159 ff.) hätte aber doch in Fr. Schlegel nur dann der Gedanke geweckt werden können, Lessing diesen Aufklärern zu entreißen, wenn in seinem Verhältnis zu Lessing damals schon die Wendung wäre eingetreten gewesen, von welcher der Aufsatz von 1797 Zeugnis ablegt. Es findet sich jedoch bis zum Juli 96 in den Briefen oder Schriften Schlegels keine Stelle, die auf ein neuerwachtes Interesse für Lessing hinwiese. Die Äußerung in einem Brief an Aug. Wilhelm vom Juni 95: „Ich finde diese freie Ordnung zweckmäßig, um gleichsam im Spazierengehen auf den rechten Fleck zu kommen", könnte, auch wenn sie eine Reminiszenz an die bekannte Stelle im Laokoon[2]) wäre, nicht als Beweis für eine neuaufgenommene Beschäftigung mit Lessing angesehen werden. Zweifelhaft sein könnte man bei den Bemerkungen über Lessing im „Studium". Sie befinden sich in den letzten Bogen, die Schlegel dem im Ms. bereits 1795 fertig vorliegendem Werk nachträglich anfügte,[3]) und über die er dem Bruder in einem Brief vom 11. Juni 96 schreibt. Die Lessing betreffenden Stellen lauten: „In der ältern Manier der klassischen Kritik übertrifft unser Lessing an Scharfsinn und an echtem Schönheitsgefühl seine Vorgänger in England unendlich weit..." „Wer kann noch an der Dichtergabe deutscher Künstler zweifeln, seit der kühne, erfinderische Klopstock der Stifter und Vater der deutschen Poesie ward? Der liberale Wieland sie schmückte und humanisierte? Der scharfsinnige Lessing sie reinigte und schärfte? Schiller ihr stärkre Kraft und höhern Schwung gab?" (M. I, 176; 177). Daß Lessing echtes Schönheitsgefühl zugestanden, und daß er

[1]) Unter die philosophischen Querköpfe rechnet Nicolai Fr. Schlegel nicht, wie Minor Deutsche Nat. Lit. 72, S. 306 meint. — [2]) „Ich lenke mich wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat" (W. IX. 120). [3]) Von M. II. 146, 36 an kann man eine Änderung in der Stellung Schlegels zur griechischen Poesie bemerken.

nicht mehr mit Engel, Wezel und Garve, sondern mit Klopstock, Wieland und Schiller zusammengestellt wird, ist allerdings ein Fortschritt gegen die in den Briefen von 1792 und 93 gefällten Urteile; doch ist kein entscheidendes Gewicht darauf zu legen. Einmal, weil die Aussprüche ganz allgemein gehalten sind, und dann, weil Friedrich unverkennbar diesmal, wie er in späteren Jahren nie zu tun versäumte, „konziliatorische Filzschuhe" angezogen hatte, ehe er vor das Publikum trat — um einen Ausdruck Aug. Wilhelms zu gebrauchen (W. VIII, 291). Man sieht das schon aus der Anerkennung Wielands, über den Friedrich in den Briefen an Wilhelm sich recht abfällig geäußert hatte (Br. 20), und aus dem vorsichtigen Tadel der Lessingschen Kritik.[1]) Er wollte Schiller, der allen Grund hatte, auf ihn böse zu sein, auch durch Bescheidenheit des Tons gegen den von ihm — wie er vor allem aus den Xenien sehen konnte — so hoch verehrten Lessing versöhnen; denn ihm lag sehr viel an einem „leidlichen Verhältnis" mit Schiller, und er wollte in Jena nicht auf der Liste der „Gens suspects" stehen (Br. 286; 287). Es läßt sich also in der Zeit, in die der Plan des Aufsatzes fällt, keine Änderung in Schlegels Verhältnis zu Lessing und keine eingehendere Beschäftigung mit ihm nachweisen.

Auf die Beschäftigung mit Lessings Schriften deutet erst etwas später eine ganz Lessingsche Wendung, die sich im 7. Stück von Deutschland findet. Schlegel schreibt hier in der Rezension von Schillers Horen: „Diese gedehnte Erzählung muß verborgne Reize haben, weil sie, wie man sagt, vielen gefällt. Ich bin keiner von diesen vielen"[2]) (M. II, 9). An Lessing erinnert es auch, wenn Schlegel am selben Ort die Erzählung einer Anekdote mit den Worten einleitet: „Hier ist sie" (M. II, 16). Allerdings findet sich diese Wendung auch in Fichtes „Kritik aller Offenbarung" (S. I). Genau, mit Angabe der Seitenzahl, wird in derselben Rezension eine Stelle aus der Dramaturgie angeführt, die Schlegels Zustimmung hat (M. II, 14).

In der Charakteristik von Jacobis Woldemar, die im 8. Stück von Deutschland erschien, wird Jacobis prosaischer Ausdruck mit dem Lessings verglichen. Dies liegt so wenig nah, daß es beweist, wie

[1]) Ich meine die schon oben im 1. Kap. angeführte Stelle M. I. 157.

[2]) Lit. Br. 17 (W. VIII, 41): „Niemand wird leugnen.... Ich bin dieser Niemand".

intensiv Schlegel sich um diese Zeit mit Lessing beschäftigte. Hier nun findet sich auch der erste vollgültige Beweis dafür, daß sich eine wirkliche Wandlung in Schlegels Stellung zu Lessing vollzogen hat. Nicht nur, wie im „Studium", mehr oder minder konventionell wird Lessing gelobt, sondern Schlegel zählt ihn jetzt zu den Denkern, welche die „Lebendigkeit alles Geistigen und Geistigkeit alles Lebendigen" besaßen, wie Hemsterhuis, Plato und Spinoza. Er sieht in dem „innigen Verkehr der miteinander verwebten und ineinander fließenden Empfindungen und Gedanken" das Genialische; „denn was ist Genie anders als die gesetzlich freie innige Gemeinschaft mehrerer Talente?" (M. II, 87 f.)

Friedrichs Schlegels „Sinn für Lessing" ist also „zum Durchbruch" gekommen, und zwar, da die Rezension schon im August erschien, ehe er in Jena mit Fichte bekannt wurde, dessen Einfluß Haym diese Wandlung Schlegels zuschreiben möchte (R. Sch. 241). Daß Schlegel Lessing mit Jacobi, Hemsterhuis und Spinoza zusammenstellt, weist deutlich darauf hin, woher das plötzlich erwachte Verständnis für Lessing stammt. In demselben Brief, in dem Friedrich zum erstenmal vom Aufsatz über Lessing spricht, berichtet er dem Bruder über eine ihm vom Reichardt angetragene Rezension des Woldemar, die er angenommen habe.[1]) Diese nahm er, schon als die aktuellere, zuerst in Angriff. Es war nun seine Überzeugung, daß man das Werk nur im System aller Werke des Künstlers ganz verstehe (M. II, 424); er fand es widersinnig, „wenn man ohne Vorkenntnis der einzelnen Schrift eines Autors rezensierend zu Leibe" gehe, „für den, vielleicht eben darum, weil er Charakter hat, nur durch wiederholtes Studium aller seiner aus und in einem Geist gebildeten Werke der eigentliche Gesichtspunkt gefunden werden könne, auf den doch alles ankommt" (M. II, 131). Deshalb las er, wie auch aus der Rezension selber hervorgeht, alle Werke Jacobis, also auch das Spinozabüchlein. Auf dies spielt er am Ende der Besprechung an, wenn er von Jacobis „Salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit" spricht (M. II, 91). Hier nun sah er, daß Lessing seine Be-

[1]) Nach diesem Brief Friedrichs ist es sehr unwahrscheinlich, daß, wie Minor nach einem Brief Reichardts an Fichte annimmt, die beiden Schl. sich wiederholt bei R. sollen angetragen haben. R. fingiert dies wohl nur, um aus F. eine Zu- oder Absage herauszunötigen.

wunderung für Spinoza (vgl. M. II, 427) und sein Interesse für Hemsterhuis teilte. Er sah, daß die erste Stufe von Lessings Philosophie Pantheismus war (L.'s Geist III, 20). Schon dadurch mußte ihm die Erkenntnis kommen, daß er Lessing in früherer Zeit nicht gerecht geworden war. Überdies aber erhielt er hier, wo Lessing, wie Goethe sagte, „eine köstliche Figur ist" (Br. VII, 58), wo man nach Herders Zeugnis Lessing reden hört, auch wenn er nur Silben hervorbringt (Suph. XVI, 495), ein Bild des lebendigen Lessing und mußte sehen, wie weit entfernt Lessing von nüchterner Korrektheit war. Im Aufsatz sagt Schlegel, man möchte fast vermuten, Lessing habe das lebendige Gespräch noch mehr in der Gewalt gehabt als den schriftlichen Ausdruck; er habe hier seine innerste und tiefste Eigentümlichkeit noch klarer und dreister mitteilen können (M. II, 151). Dies läßt auf den Eindruck schließen, den eben die Gespräche Lessings mit Jacobi auf ihn gemacht haben.

Durch diese mußte seine Aufmerksamkeit auf die Briefe und auf „Lessings Leben" und Nachlaß gelenkt werden. Die „unendliche Wichtigkeit" der Briefe für die Kenntnis von Lessing betont er im Aufsatz (M. II, 141; 151), und auch in „Lessings Geist aus seinen Schriften" nennt er sie ein „fast unentbehrliches Hilfsmittel" für das richtige Verständnis von Lessings Geist, weil sich „die Eigentümlichkeit dieses Geistes hier sehr deutlich zu erkennen gibt". Er fand hier manche vertrauliche Äußerung über die wahre Absicht von Lessings theologischen Streitschriften, deren eigentliche Tendenz, wie er sagt, „so allgemein verkannt zu werden pflegt" (I, 42 f.), und für die diese Äußerungen sein Interesse wecken mußten. Er konnte dann aus ihnen sehen, daß Lessing der höchsten Begeisterung fähig war, und konnte in den Nachlaßschriften lesen, wie Lessing ganz in seinem Sinne über Enthusiasmus sich äußert (II, 155; 156).

Die Darstellung von Lessings Leben war vor allem deshalb für Schlegel wichtig, weil er hier viele kleine Züge mitgeteilt fand, aus denen er auf eine Geistesverwandtschaft zwischen sich und Lessing schließen konnte. Er fand bei Lessing den Freiheitsdrang, der auch ihn beseelte, und der es ihm zur offenbaren Unmöglichkeit machte, sich „in ein bürgerliches Joch zu schmiegen" (Br. 89 f.);[1])

[1]) Nicht erst unter dem Einfluß Lessings in Berlin beschließt Schlegel unabhängig zu leben, wie Haym (R. Sch. 242) meint; sondern er hatte diesen Entschluß schon viel früher gefaßt. Vergl. Br. 29 f.; 60; 68; 75; 81, 94; 137.

denn in Lessings Leben las er: „Was man heißt ein bürgerliches Amt suchen, schien ihm in seinen Umständen ... nur kriechen und sich sklavisch schmiegen müssen, welches sein Jugendfeuer für ebenso niedrig als betteln hielt“ (II, 366.[1]). Schlegel fand bei Lessing seine eigene intellektuelle Unersättlichkeit; denn er las: „Kein Lehrer tat ihm Genüge: alle schienen ihm zu seicht“ (I, 34). Wie er, studierte auch Lessing auf der Universität keine der sogenannten Brotwissenschaften im Ernste, ohne deshalb müßig zu sein (I, 38). Bei Lessing, der den Vorwurf des Unfleißes und der Liederlichkeit zwar nicht verdiente, aber ganz anders studierte und lebte als die andern und über mechanischen Fleiß spottete, fand Schlegel die der seinigen ganz ähnliche Art zu arbeiten (I, 33; 150; 234). Auch Lessing hatte, wie Schlegel, zu der Art von guten Köpfen gehört, die in der Jugend verkannt werden; die in dem leben und weben, auf was sie aus freien Stücken fallen, aber doch der Zerstreuung ausgesetzt sind, so daß das Planmäßige bei ihnen ganz wegfällt (I, 39). Wie Schlegel, so pflegte auch Lessing zu sagen, er sei fertig, wenn er mit dem Entwurf seiner Arbeit fertig war (I, 44). Schlegel sah, daß Lessing wie er selber, der von sich sagte: „Ich bin eine unendlich gesellige Bestie“, einen freien, offenen Umgang liebte, der ihm ein notwendiges Bedürfnis des Lebens geworden war (I, 233; 176). Ja, bei Beiden hatte der Hang zur Geselligkeit die Folge, daß sie sich in Leipzig verleiten ließen, Schulden zu machen, und die Stadt verlassen mußten.[2]) Es hat Friedr. Schlegel, der immer in Geldnöten war, gewiß sympathisch berührt und war ihm ein Beweis dafür, daß Lessing kein Vernünftler war, wenn er las, daß es auch Lessing stets am Gelde fehlte (I, 49), und daß seine Stärke nicht im ökonomischen Raffinieren bestand (I, 40). Bei Lessing fand Schlegel die Auflehnung gegen anerkannte Autoritäten, die man ihm selber zum Vorwurf machte. Lessing spottete schon als Student über die Professoren (I, 34), und er stellte sich in Gegensatz zu dem ganzen aufgeklärten Publikum, indem er die deutschen Originale aus der Gottschedischen Schule tadelte (I, 42 f.). Wie Schlegel den toten Forster verteidigt und den lebenden Schiller angegriffen hatte, so verteidigte auch Lessing lauter Tote und griff lauter Lebendige an (I, 92; vgl. auch I, 105).

[1]) Vgl. ferner a. a. O. I. 144; 145; 127. — [2]) Vgl. auch a. a. O. 32; 33; 51 f.; 172.

Diese Ähnlichkeiten mögen Schlegel Veranlassung gegeben haben, an eine wirkliche Geistesverwandtschaft mit Lessing zu glauben.

Seitdem nun Schlegel „ein Licht über Lessing aufgegangen war", waren Lessings sämtliche Werke ohne Ausnahme des geringsten und unfruchtbarsten ein wahres Labyrinth für ihn, in welches er äußerst leicht den Eingang, aus dem er aber nur mit der äußersten Schwierigkeit den Ausweg finden konnte (M. II, 151). In den nächsten Schriften finden sich immer wieder Erwähnungen Lessings oder Anspielungen auf ihn und Wendungen, die von dem Studium Lessings zeugen. So könnte man es vielleicht als Umbildung der oben angeführten Laokoonstelle auffassen, wenn Schlegel in der Besprechung von Herders Humanitätsbriefen im Septemberstück von Deutschland schreibt: „Das Für und Wider in den Fragmenten gleicht dann und wann dem Gange eines Pilgrims, der erst drei Schritte vorwärts und dann wieder zwei rückwärts geht" (M. II, 41). Noch deutlicher an Lessing erinnert eine Stelle im „Deutschen Orpheus", der im 10. Stück von Deutschland erschien: „Der demütige Wahrscheinlichkeitskenner hält die Offenbarung vermutlich für eine von den Krücken, die eine bescheidne Philosophie uns anbietet".[1]) In derselben Rezension findet sich auch ein Zitat aus Nathan: „Was läßt sich hierauf antworten als ein womöglich noch verächtlicheres: Ruhig Christ! wie das, womit der edle Saladin in Lessings Nathan eine intolerante Angeberei unwillig zurückweist?" (M. II, 95; 94) — gewiß Beweis für neugewonnene Liebe zu Nathan. Es ist schon angedeutet worden, daß Schlegel im Aufsatz selber darauf hinweist, wie wichtig neben den Gesprächen und Briefen Lessings ihm gerade Nathan für das Verständnis von Lessings Persönlichkeit war. Er nennt Nathan das Werk, „welches für eine Charakteristik des ganzen Mannes eigentlich das klassische ist, indem es Lessings Individualität aufs tiefste und vollständigste und doch mit vollendeter Popularität darstellt" (M. II, 157). Eine weniger wichtige Erwähnung Lessings findet sich noch in einer Anmerkung zu der Abhandlung „Über die Homerische Poesie". Schlegel spricht hier von Wolfs „mehr als Lessingschen Scharfsinn" (M. I, 215). Immerhin zeigt sich jetzt fast in jeder

[1]) Lessing: „Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann" (W. X. 210).

Publikation Schlegels irgend eine Beziehung auf Lessing.[1]) So in der Rezension von Niethammers philosophischem Journal in der Allg. Lit. Zt. vom März 1797 die an Lessing erinnernde Wendung: „Der Verfasser, der bis jetzt zu den Schriftstellern gehörte, deren letzte Schrift immer auch die beste ist" (M. 202).[2]) In derselben Rezension gemahnt an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" die Anschauung, daß das Christentum, dank seiner universellen Natur, „für jede Stufe der sittlichen Kultur vom Halbtier bis zum Weisen" auf angemessene Art sorge (M. II, 106). Dilthey (Leb. Schl.'s 359) macht darauf aufmerksam, daß diese Anschauung Lessings wie fremd innerhalb von Schlegels eigenem Gedankenkreis stehe. Ein Beweis mehr, wie lebhaft Lessing Schlegel beschäftigte, wie sehr dieser das Bedürfnis fühlte, Lessings Gedanken mit seinen eigenen in Einklang zu bringen. Ja, er führt sie auf seine Weise fort, indem er, hier noch zögernd, bestimmter im Aufsatz (M. II, 163), auf den Hauptgedanken der „Erziehung des Menschengeschlechts" als Trumpf die wohl aus Hemsterhuis „Über das Verlangen" übernommene Bemerkung setzt, daß es für jede Stufe der sittlichen Bildung eine eigene Religion geben müsse (M. II, 106).[3]) An Lessing, der das Streben nach Wahrheit dem Besitz der Wahrheit vorzieht, wird man auch erinnert, wenn Schlegel im Aufsatz über Georg Forster, der Ostern 97 erschien, sagt: „Schlechthin unübertreffliche Urbilder beweisen unübersteigliche Grenzen der Vervollkommnung. In dieser Rücksicht könnte man wohl sagen: der Himmel bewahre uns vor ewigen Werken" (M. II, 121). Vor allem aber nennt hier Schlegel Lessing den „Prometheus der deutschen Prosa" und spricht von seiner genialischen Behandlung auch unwürdiger Stoffe, die er aus echtem Virtuoseneigensinn eben deswegen scheinen könnte gewählt zu haben (M. II, 132).

Vom Juni 1796 läßt sich also, um zusammenzufassen, eine immer steigende Bewunderung Schlegels für Lessing feststellen. Sind die Äußerungen im „Studium" noch konventionell, und

---

[1]) Auch in den von Windischmann veröffentlichten philos. Fragm. Schl.'s wird Lessing einige Male erwähnt. II, 413; 415; 421. — [2]) Lessing: „...daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß" (W. XVII, 134). — [3]) Ein Gedanke, der sich auch in Fichtes Kritik aller Offenbarung und in Jacobis Woldemar findet.

deuten die vom Juli nur auf Lektüre der Schriften Lessings, so zeigt sich in der Woldemar-Rezension vom August eine warme und ganz persönliche Begeisterung für den genialen Geist Lessings, im „Deutschen Orpheus" ein Eingehen auf seine religionsphilosophischen Ideen und eine Liebe zu Nathan, die auf Verständnis für Lessings menschliche Größe schließen läßt, endlich im Aufsatz über Forster die Erkenntnis von Lessings Bedeutung als Prosaschriftsteller. Über dem Studium Lessings aber wurde der beabsichtigte Druck des Aufsatzes immer wieder hinausgeschoben, oft gänzlich vergessen. Das Interesse des Studiums überwog das Interesse der öffentlichen Mitteilung so sehr, daß Schlegel, wie er erzählt, ohne einen kategorischen Entschluß an einem Aufsatz über Lessing wohl immer nur gearbeitet haben würde, ohne ihn jemals zu vollenden (M. II, 151).

Daraus, daß Friedrich dem Bruder später berichtet, wieviel Zeit er zu dem letzten Bogen gebraucht habe (Br. 349), könnte man vielleicht schließen, daß er nur diesen in Berlin, das übrige aber schon in Jena geschrieben habe. Es ist überdies nicht unwahrscheinlich, daß der „kategorische Entschluß" auf das Xenion Schillers zurückzuführen ist, in dem die beiden Schlegel Lessings „Nepoten" genannt werden; denn nach der Art, wie Friedrich in der Xenienschlacht vom Herbst 96 von Schiller behandelt worden war, konnte er, wenigstens was ihn selber anging, diese Benennung nur als Ironie auffassen. Es lag nicht in Friedrich Schlegels Natur, eine solche zu ignorieren, und Schillers Ironie mußte ihn umsomehr anstacheln, nun den Aufsatz in Angriff zu nehmen und darin seine Geistesverwandtschaft mit Lessing ins hellste Licht zu setzen, als er Schiller zu denen rechnete, die mehr besorgt um den Namen als um den Mann und um die Registrierung der Werke als um den Geist seien (M. II, 157), ihm an Verständnis für Lessing also weit nachständen. Denn auf Schiller, der in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" von den Veränderungen gesprochen hatte, die man treffen müsse, um Nathan zu einer guten Komödie oder Tragödie zu machen (X, 462 Anm.), spielt Schlegel an, wenn er, um zu beweisen, wie gering das Verständnis für Lessing sei, sagt, man habe die Frage aufgeworfen: was Nathan noch haben oder nicht haben müsse, um dies oder jenes zu sein oder nicht zu sein (M. II, 157).

Lessing der Mensch, der Philosoph, der Prosaschriftsteller war ein Gegenstand eifrigen Studiums und immer steigender Bewunderung für Schlegel geworden, seitdem Jacobis Spinozabüchlein das Vorurteil gegen den nüchternen korrekten Aufklärer beseitigt hatte. Er glaubt der einzige zu sein, der wirkliches Verständnis für Lessing habe, und mit dem fanatischen Eifer eines Neubekehrten geht er daran, seinen „epigrammatischen Dithyrambos", wie Novalis den Aufsatz über Lessing nannte, zu schreiben.

Lebenslauf.

Johanna Krüger, Tochter des Bürgermeisters Robert Krüger, wurde geboren am 4. Dezember 1873 in Rheda i. W. Besuchte die höhere Töchterschule und das Lehrerinnenseminar in Wolfenbüttel und bestand daselbst am 6. März 1893 die Lehrerinnenprüfung 1. Klasse. Unterzog sich den 18. September 1895 vor der Züricher eidgen. Maturitätskommission in Aarau der Reifeprüfung und war bei der med. Fakultät an der Züricher Universität vom Oktober 1895 bis Oktober 1896 immatrikuliert. Brach das med. Studium ab und hörte im Sommersemester 1905 und im Wintersemester 1905/06 literaturgeschichtliche Vorlesungen in Freiburg i. B. bei Prof. Dr. Woerner. Studierte darauf vom Wintersemester 1909/10 ab in München deutsche, englische und französische Philologie und hörte Vorlesungen bei den Herren Prof. Dr. Borinski, v. Heigel, Jordan, v. d. Leyen, Muncker, Paul, Petersen, Schick, Vossler, Wilhelm, Wölfflin, Strich. Zu ganz besonderem Danke verpflichtet ist sie den Herren Prof. Muncker, Paul, Schick und Vossler, an deren Seminarübungen sie auch teilnehmen durfte.

Rammingsche Buchdruckerei (Inh. M. Rautenstrauch) in Dresden.